

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck (13. August 2015)**
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen, 2008-2015

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#). Die Rechte liegen beim Herausgeber, Dr. Tord R. Riemann. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen dabei mindestens folgende Quellenangaben nennen: *Robert Riemann, Dummheit und Einsicht (Hrsg. Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de, 2008-2015)*. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Sechstes Kapitel.

Paul Beck.

Als ich im Herbst 1904 aus der Kaserne in die Petrischule zurückkehrte, fand ich dort eine sehr interessante Persönlichkeit tätig, die auf meine Entwicklung ungefähr ebenso stark eingewirkt hat wie Eduard Sievers. Das war Paul Beck. Er war am 19. August 1870 als Sohn des Pastors der Herrnhuterkirche Konrad Beck in Rosendorf bei Tetschen, also in der heutigen Tschechoslowakei, geboren. Der Pastor hatte seine Frau nach der damaligen Herrnhuttersitte durch das Los bekommen, aber die Ehe war glücklich und gab acht oder neun Kindern das Leben. Der Vater stieg bis zum Bischoff der Brüdergemeinde auf. Die Familie war im Gegensatz zu der ebenfalls zahlreichen Nachkommenschaft meines Großvaters Bertelsmann durchweg intelligent. Ein Bruder meines Freundes wurde, nachdem er lange Zeit in Guayna tätig gewesen war, Haupt aller wirtschaftlichen Unternehmungen der Herrnhuter, Führer der sächsischen Nationalliberalen und schließlich Minister. Obwohl Paul Beck sich weit nach links entwickelte, wurde er zeitlebens einen gewissen Respekt vor dem Unternehmertum nicht los und dachte dabei wohl immer an diesen Bruder. Als mein Freund im hohen Alter starb, kam seine Schwester nach Leipzig und erregte unter allen, die den Bruder gekannt hatten, das größte Aufsehen, weil ihr Gesicht dem seinen mit den festausgeprägten Zügen völlig glich. Sie sprach am Sarge mit derselben klaren Logik, die wir an ihm immer bewundert hatten. Sie war aber ebenso fromm wie die Mutter, die im 101. Lebensjahr in Niesky starb. Zu ihrem 100. Geburtstag hatte ihr der Landrat eine Rede gehalten, in der er versicherte, daß nur fromme Menschen ein so hohes Alter erreichten, was offenkundiger Unsinn war.

Paul Beck besuchte die Volksschule in Gnadenfeld bei Kosel und von 1881 ab die Erziehungsanstalt und das Pädagogium in Niesky. Dort legte er Ostern 1889 die Reifeprüfung ab. Ein Bild aus der damaligen Zeit, das er mir einmal zeigte, wies ähnlich schwärmerische Züge auf wie das Jugendbild Stalins, der ja auch Zögling eines Priesterseminars war. Beck bemerkte zu seiner Photographie: „Hier kannst du mich als schönen Jüngling bewundern. Die Mädchen sollen damals für mich geschwärmt haben. Ich habe erst später davon gehört.“ Daß Beck über alle seine Klassenkameraden hervorragte, ist aus Herrmann Anders Krügers (1871-1945) autobiographischem Roman „Gottfried Kämpfer“ (1904) zu ersehen. Der dort geschilderte Oberprimaner, der den Kreon in der Sophokleischen Tragödie spielt, und zugleich der beste Schüler, der beste Schwimmer und der beste Turner der Anstalt ist, stellt ein Porträt Becks dar. Noch im Mannesalter nahm dieser gern eine Vertretungsstunde im Turnen an, und suchte die Besten in diesem Fache, das nichts mit den seinen zu tun hatte, zu übertrumpfen. Allerdings schimpfte er, wenn er wieder im Lehrerzimmer war, darüber, daß ihn jetzt eine Riesenwelle mächtig anstrenge, während er sie in seiner Jugend spielend erledigt hätte. Mit Beck eine Fußwanderung zu machen, war einfach lebensgefährlich. Auf zwei solchen Märschen habe ich einen Hitzeschlag bekommen, während Beck behauptete: „Heute bringen wir nichts fertig. Wir schleichen ja nur von einem Ruheplatze zum andern.“ Nach dem zweiten Anfall, der in Ilfeld erfolgte, streckte ich endgültig die Waffen: „So, jetzt fahre ich nach Hause. Für den Friedhof bin ich noch nicht reif.“ Beck schüttelte den Kopf, trennte sich von mir und marschierte an demselben Tage noch siebzehn Kilometer quer durch den Harz. Er berichtete, daß ihn sein Vater oft auf Inspektionsreisen, die von Pfarre zu Pfarre führten, mitgenommen hätte. Daher komme es ihm ganz natürlich vor, mehrere Stunden zu marschieren, ohne einzukehren. Ein andermal sagte er: „Das liegt bei uns in der Familie. Mein Großvater ist als Handwerksbursche zur Bürgergemeinde gekommen, und ein Onkel ist als Kirschenpflücker im Straßengraben gestorben.“

Nach dem Abitur studierte Beck drei Semester im theologischen Seminar der Brüdergemeinde. Dann scheint er einen schweren Gewissenskonflikt durchgemacht zu haben. Als wir

einmal über den Irrsinn redeten, sagte ich: „Die Grenze ist schwer zu ziehen. Genau weiß doch keiner von uns, ob er überhaupt normal ist. Als Junge habe ich oft von dem geträumt, was ich am Tage getan hatte, und am nächsten Morgen wußte ich nicht genau, was ich wirklich erlebt, und was ich nur geträumt hatte. Unheimlich ist es, daß man beim Kneipen über alles Mögliche redet und am nächsten Morgen die andern fragen muß, was man eigentlich gesagt hat. Man weiß bis elf Uhr alles genau, aber für die Zeit von 11 bis 1 Uhr hakt die Erinnerung einfach aus, obwohl man weiß, daß man da noch sehr viel geredet hat. Da zweifle ich dann, ob ich normal bin.“ – „Ich war sogar einmal in Behandlung,“ fuhr es aus Beck heraus, aber er schwieg dann bestürzt. Da ich seine Befangenheit bemerkte, wechselte ich rasch das Thema, und wir haben nie wieder darüber gesprochen. Meiner festen Überzeugung nach hat er damals eine gewaltige seelische Krise durchgemacht; denn er war kein leichtsinniger Mensch und trieb kein Spiel mit seiner Überzeugung. Er warf sich zunächst auf etwas ganz anderes und diente sein Einjährig-jahr in Zittau ab. Er sagte mir, er habe sich immer gewundert, daß er beim Schießen etwas getroffen habe; denn er habe zwar genau gezielt, aber immer im letzten Augenblick mit dem Auge gezuckt, also nach militärischem Ausdruck „gemuckt“. Das führte zu einer spaßhaften Episode. Als die Kompanie auf dem Schießstande schoß, kam der Oberst zur Inspektion und rief, als er Beck schießen sah, unwillig aus: „Der Einjährige muckt ja!“ Schlagfertig erwiderte der Hauptmann: „Jawohl, er ist Herrnhuter.“

Aber Beck kehrte nach dem Einjährig-jahr nicht in den Kreis der Mucker zurück. Dieses Wort bezeichnet im ostpreußischen Dialekt geile Hasen, die man in andern Gegenden Rammler nennt. Man übertrug es auf die Konventikel der Frommen in Königsberg, die sich angeblich gegen die Versuchung des Fleisches wappneten, indem sie in gemeinsamen Übungen sich ihnen zunächst hingaben und dann plötzlich abbrachen, so daß es nie zur eigentlichen Tatsünde kam. Ob die Askese in Königsberg wirklich in dieser ergötzlichen Form getrieben wurde, weiß man nicht. Die Gerichtsverhandlungen haben mit dem Ergebnis geendet, daß es nicht wirklich bewiesen werden könne. Man hat aber die schöne Bezeichnung „Mucker“ auf alle Frömmler übertragen, die man in Frankreich seit Molièrs Drama Tartuffes nennt. Das Volk ist bei uns mißtrauisch gegen alle Konventikel, gleichviel ob sie von Pietisten oder von Freumaurern gebildet werden, und erzählt sich Schauergeschichten über sie. Becks Konflikt lag aber auf einem ganz andern Gebiet. Sein theologisches Studium hatte ihn immer tiefer in Zweifel über die wissenschaftliche Haltbarkeit der theologischen Welterklärung hineingeführt. Daher wechselte er die Fakultät und studierte unter Entbehrungen von 1891 bis 1895 in Leipzig Philosophie, Mathematik und Physik. Sein Gott war damals der Mathematiker Sophus Lie, den er viel höher stellte als den gleichnamigen Dichter. Er ärgerte sich sehr darüber, daß er jedesmal, wenn er von Sophus Lie sprach, sofort gefragt wurde, ob dieser etwas mit dem Romanschriftsteller Jonas Lie zu tun habe. Beck sagte: „Der Ruhm ist überhaupt nichts. Den Menschen, die wirklich etwas leisten, wird er fast nie zuteil. Aber jeder kennt die Namen von hundert Dichtern, und wer sie nicht kennt, wird für ungebildet gehalten. Es ist nichts als ein altes Vorurteil, daß man die Leute, die uns unterhalten oder uns des Abends zum Einschlafen verhelfen, für die wahren Großen hält und ihnen überall Denkmäler setzt. Daran ist auch die Schule schuld. Sie konserviert Horaz und Goethe. Wenn man diese aus der Schule herausnimmt, ist die Größe erledigt.“

Nach acht Semestern neuen Studiums machte Beck sein Staatsexamen und seinen philosophischen Doktor. Er wurde zugleich Assistent am Physikalischen Institut und Probekandidat bei Böttcher. Obwohl er aus der Kirche erst 1919 austrat, hat er sich in seinem peinlichen Rechtsgefühl verpflichtet gefühlt, der Brüdergemeinde als Abtrünniger die gesamten Kosten seine Studiums zurückzuerstatten. Damit hat er jahrelang sein Budget sehr erheblich belastet. Das Zurückzahlen von Stipendien habe ich nur in diesem Falle erlebt. Dagegen habe ich sehr viele Menschen kennengelernt, die überhaupt nicht an so etwas dachten, wenn sie das Studium

oder den Beruf wechselten. Beck hätte das für einen offenkundigen Betrug gehalten. Er war moralisch so korrekt wie möglich, ein Überzeugungsmensch und Wahrheitsfanatiker, wie es zu allen Zeiten nur ganz wenige gegeben hat. Kämpferischen Charakter trägt auch seine Dissertation „Der Substanzbegriff in der Naturwissenschaft“ (gedruckt 1896), obwohl sie mit den griechischen Philosophen Xenophanes und Parmenides anfängt. Beck betont, daß diese Religionsstifter waren, und unter dem Namen des unveränderlichen Seins eine neue Gottesvorstellung in das Erkennen der Welt hineintrugen. Da Descartes nur das klar und deutlich Erkannte für wahr hält, wird bei ihm der Substanzbegriff etwas Geometrisches. Aber in der Wissenschaft ist weder der Begriff einer Substanz, die zugleich Ursache alles Geschehens im Weltall sein soll, brauchbar und notwendig, noch auch die Vorstellung der Materie überhaupt. Die wirkliche Wissenschaft operiert nicht mit solchen Begriffsformen. Sie stellt Formeln auf, die dazu dienen, Brücken und Maschinen zu bauen. Ob man richtige Formeln gebildet hat, erweist die Praxis. Religion und Philosophie haben keine Beziehungen zur Technik und sind nichts als Reste des vorwissenschaftlichen Denkens. Beck kommt damit dem amerikanischen Pragmatismus ganz nahe, der jeden Begriff nach seiner Brauchbarkeit beurteilt. Niemals hätte Beck sich jedoch die Behauptung der Pragmatiker zu eigen gemacht, daß man auch das Christentum gelten lassen müsse, weil es seine Brauchbarkeit beweise, weil es zum moralischen Verhalten erziehe. Mit dieser übrigens unbewiesenen Behauptung wollten die Amerikaner die Religion erhalten und Beck wollte sie los sein. Dieses überall hervortretende Bestreben erinnert stark an Feuerbach. Beck sagt: „Real ist weder ein künstlich konstruiertes Phantasiegebilde noch ein System abstrakter Begriffe, sondern nur die sinnliche Welt, welche der Schauplatz und zugleich das Objekt menschlichen Wollens und Handelns ist.“ Darin fühlte ich mich mit ihm durchaus einig und ließ mir sehr gern meine Instinkte von einem exakten Wissenschaftler bestätigen.

Beck machte zwar sein Probejahr auf der Petrischule in Leipzig ab, unterrichtete aber von 1896 bis 1903 am Gymnasium in Niesky und erst von 1903 bis 1907 wieder an der Petrischule, wo ich ihn 1904 kennenlernte. Zum Kollegium gehörte außer Mogk, Barge, Busse, Beck und mir auch der Physiker Fischer. Man nannte ihn den „Muskelfischer“, weil er an der Universität Vorlesungen über die mathematische Berechnung der Muskelfunktionen hielt. Es war im Vergleich zu andern Lehrerkollegien unverhältnismäßig viel Intelligenz, zu der man ja schließlich auch den vielseitig gebildeten Rektor Böttcher trotz seiner vielen Schrullen rechnen mußte. Die Schüler sind selten bereit, solche Vorzüge anzuerkennen. Sie redeten immer nur von einigen ganz petrefakten alten Kollegen, die ihnen gar nicht behagten. Es war schwer, das Vertrauen und die Liebe der Schüler zu gewinnen. Bei jedem Lehrer, der neu an die Schule kam, wurde sofort ausprobiert, wieviel er sich gefallen ließ. Als ich in meinem Anfangsstadium eines Morgens die Tür zu einer Obertertia aufmachte, hatte jeder Schüler ein Zeichenbrett in der Hand und ließ es bei meinem Eintreten fallen, so daß ein Donnergewitter entstand. Für so etwas hatte ich aus meiner eigenen Vergangenheit Sinn und muß offen gestehen, daß ich im ersten Augenblick nichts vermißte als ein Zeichenbrett, das ich dem allgemeinen Krach hätte hinzufügen können. Dann nahm ich mich natürlich zusammen, schnauzte, wie ich das beim Militär gelernt hatte, und stellte die Ordnung wieder her. Die übermütige Bande wurde dazu verdonnert, an einem freien Nachmittag hereinzukommen und eine Stunde Arrest abzusitzen. Heute würde ich mit Makarenko sagen, daß eine Bestrafung nur Sinn hat und Eindruck macht, wenn das Klassenkollektiv sie als gerecht empfindet. Das ist nie der Fall, wenn alle bestraft werden. Dadurch stärkt man nur ihre Solidarität gegen den Lehrer und führt den pädagogisch ungünstigsten Zustand herbei. Damals sah ich die Sache aus ganz andern Gründen als verfehlt an. Ich mußte den Arrest mit absitzen; der Unterschied gegen meine Wiesbadener Schuljahre war also der, daß ich Arrest für den Unfug bekam, den andere trieben. Das erschien mir eine Gemeinheit. Mein Bruder Konrad behauptete allerdings, das wäre die gerechte Vergeltung für den vielen Unfug, den ich ehemals

getrieben hätte.

Mein Hilfsmittel gegen diese Störungen war die interessante Ausgestaltung des Unterrichts. Ich hatte allerhand gelernt, und das merkten die Schüler allmählich doch und fanden es unterhaltender, mir zuzuhören, als mich beim Vortrage zu stören. Eine straffe Gestalt bekam mein Unterricht aber erst, als mir Beck beibrachte, daß ich mich auf jede Stunde sorgfältig vorbereiten müsse. Anfangs wehrte ich mich: „Wozu denn? Ich kann das Zeug doch. Es wird nur zuviel, wenn ich es nochmals nachlese. Da kommt man bloß im Unterricht nicht vorwärts.“ – „Ach was,“ sagte Beck, „daß man den Stoff beherrscht, ist noch gar nichts. Erst muß man wissenschaftlich vollkommen sattelfest sein. Nehmen wir an, du bist es. Dann kommt die eigentliche Aufgabe des Lehrers, die eine ganz andere sein muß. Der Stoff, die Auffassung, die Theorie muß in eine Form gebracht werden, in der sie die Schüler kapieren können. Also erst liest man einen dicken Wälzer nach dem andern durch. Dann macht man sich Auszüge und arbeitet sie in den Schulstil um. Daß dir das nicht gefällt, weiß ich. Du hast angeborenes Lehrtalent. Es ist aber auch eine ungemein interessante Aufgabe. Es gibt immer verschiedene Arten, wie man den Stoff schulmäßig umarbeiten kann. Man muß es einmal so und einmal anders machen. Man merkt beim Unterrichten, wie es den Schülern eingeht. Ich konzentriere mich immer auf einen bestimmten Teil des Stoffes, den ich in einem Jahrgange zur Hauptsache mache. Darauf wird alles andere bezogen. Dabei wechsle ich von Jahr zu Jahr. Dann wird man auch nicht stumpfsinnig. Was dem, was ich in einem Jahr zur Hauptsache mache, zugute kommt, geht natürlich den andern Teilgebieten ab. Aber wenn ich diese andern oberflächlich durchnehme, dann wissen meine Schüler davon noch immer ebensoviel wie die der andern Lehrer, die alles als gleichwichtig behandeln und sich nirgendwo tief einlassen, nämlich gar nichts. Das Ergebnis entspricht also den amtlichen Anforderungen.“

Es leuchtete mir natürlich ein, daß man die griechische Geschichte am besten kulturhistorisch, die römische als Kriegsgeschichte, in die aber auch der Straßenbau hineingehört, und die deutsche als reinen Ablauf des Feudalsystems zu behandeln hat. Becks praktische Winke förderten mich viel mehr, als das Böttchers genialischer Allerweltsunterricht tun konnte, zu dem er seine Lehrer erzog oder verdarb. Böttcher fing außerdem damals schon an, sonderbare Gedächtnisfehler zu begehen. Als ich den Deutschunterricht in zwei Sexten hatte, kam Böttcher plötzlich in die eine hineingeschneit und hörte mich Uhlands Gedicht: „Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste“ behandeln. Hinterher hielt er mir seinen gewohnten Vortrag über die Anknüpfung an das Eigenleben der Schüler, an Wanderungen, Ferienstimmung, selbstgesehene Obstbaumchausseen usw. Diesmal fiel es mir auf, daß sich das Eigenleben der Schüler im wesentlichen darauf beschränkt, froh zu sein, wenn sie nicht in die Schule zu gehen brauchen. Die Anweisung schloß mit den Worten: „Am Ende der Stunde muß jeder Junge fühlen, wie er in den Apfel hineinbeißt und ihm der Saft um die Ohren spritzt. Sonst ist die Schule nichts wert.“ Daß Böttcher gern mit Äpfeln arbeitet, wußte ich. Wenn er die Bruchrechnung durchnahm, brachte er einen Apfel mit, und ließ ihn von seinen Schülern in zwei Teile brechen. So kam der Bruch zwei Halbe heraus, dann ebenso die Viertel und Achtel. Darauf wurden acht Schüler vorgerufen und aufgefordert, sich in den Apfel zu teilen. Jeder aß ein Achtel auf und verleibte sich den Begriff des Achtels ein. Dann wurden die einzelnen Schüler gefragt, wieviele Geschwister sie hätten, und in wieviel Teile man den Apfel teilen müssen, damit jedes gleichviel bekäme. Auf die Art kam heraus, daß ein Drittel mehr war als ein Viertel, aber weniger als die Hälfte. „Die Mutti muß also den Apfel sehr geschickt schneiden, um die Drittel herauszubekommen,“ sagte Böttcher.

Am Tage nach der Umland-Apfelstunde kam Böttcher wieder herein, als ich in der andern Sexta dasselbe Gedicht durchnahm. Ich dachte, er wolle sich davon überzeugen, ob und wie ich seine Weisungen befolgt hatte. Daher flocht ich einige davon in den Unterricht ein. Aber Bött-

cher schien einige davon nicht zu beachten. Er nahm mich wieder ins Rektorzimmer und hielt mir denselben Vortrag wie am Vortage. Mit Entsetzen merkte ich, daß er die erste Hospitation restlos vergessen hatte. Er schloß wieder mit dem Saft, der um die Ohren spritzt. Die Sache lag einfach so, daß Böttcher gar nicht zuhörte, wenn er hospitierte. Er stellte nur das Thema fest und überlegte sich, was für eine Rede er darüber vom Stapel lassen wollte. Daß er aber völlig vergaß, daß er mir diese Rede schon vor vierundzwanzig Stunden gehalten hatte, kam mir unheimlich vor und ließ mich beinahe an seinem Verstande zweifeln. Heute weiß ich leider, daß im Alter gerade das Gedächtnis für das eben erst erlebte außergewöhnlich schwach ist, während man sich der um Jahrzehnte zurückliegenden Vorgänge sehr deutlich erinnert. Alte Leute führen ihr eigentliches Leben in der Vergangenheit, das gegenwärtige macht keinen starken Eindruck auf sie. Der eine wird allerdings früher alt als der andere. Wer es früh wird, muß früh in den Ruhestand treten. Das hat Böttcher nicht getan, sondern ist viel zu lange im Amte geblieben.

Zu den Alterserscheinungen kamen noch die sonderbarsten Schrullen. Als Böttcher einmal wieder an der Unterrichtsverteilung arbeitete, fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, ein paar Stunden Erdkunde zu übernehmen. „Davon verstehe ich nichts,“ sagte ich wahrheitsgemäß. „Wie? Sie haben sich mit einer so wichtigen Wissenschaft wie der Erdkunde noch gar nicht befaßt?“ rief Böttcher. „Da wird es aber die höchste Zeit. Ich werde Sie im nächsten Jahr vorwiegend mit Erdkunde ansetzen.“ – „Darin habe ich doch gar keine Fakultas,“ wandte ich entsetzt ein. – „Oh, das macht gar nichts,“ beruhigte mich Böttcher, „wir haben doch eine vorzügliche Lehrerbibliothek, in der ausgezeichnete geographische Werke stehen. Sie lesen einige Bände durch, machen sich Auszüge und halten den Unterricht. Außerdem werde ich Ihnen die Verwaltung des Kartenzimmers übertragen. Sie können da alle Bilder und Landkarten ansehen und werden mit dem ganzen Apparat vertraut. Es muß auch eine neue Katalogisierung durchgeführt werden. Vergessen Sie ja nicht, eine fortlaufende Registrierung vorzunehmen, von eins bis einhundertzwanzig etwa für die Karten; Bilder sind ja wohl etwas mehr da. Die sachliche Einteilung nehmen Sie dann erst vor, und Mitteleuropa Maßstab ein Kilometer in der Natur, ein Zentimeter auf der Karte, steht im Registrierungskatalog unter No. 117. Die kommt auch in den Sachkatalog, und die Karten sind in der Reihenfolge der Registriernummer aufgestellt. Dann findet man alles mit einem Griff. Einen alten Kalender mit großen Nummern bringe ich Ihnen mit. Die kleben Sie an die zusammengerollten Karten, oder lassen sie von unserem Buchbinder, der die beschädigten Karten zugleich repariert, aufkleben. Für diese Verwaltung und Ordnung und Ausgabe gibt es eine Renumeration zusätzlich zu Ihren Bezügen. Das wird Ihnen willkommen sein, weil Sie mit dem Gehalt doch noch sehr in den Anfängen stecken.“

Im nächsten Jahre hatte ich tatsächlich dreizehn Stunden erdkundlichen Unterricht und gab in den Pausen Karten und Bilder aus. Ich hatte sogar mathematische Geographie zu unterrichten. Es stellte sich sehr bald heraus, daß die Realgymnasiasten viel mehr verstanden als ich. Da ich mit den Schülern der Mittelklassen bereits ein Vertrauensverhältnis hergestellt hatte, einigte ich mich mit ihnen dahin, daß wir historische Geographie trieben. Wir nahmen die Geschichte Burgunds, der Provence und den anderen französischen Provinzen durch, ebenso die der süd-amerikanischen Länder. Nicht umsonst besaß ich die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Georg Gottfried Gervinus, in der die Befreiungsgeschichte Südamerikas ganz unverhältnismäßig breit dargestellt wird, weil sie diesen Altliberalen brennend interessiert. In der Ordnung war es nicht, daß wir, statt astronomische Berechnungen anzustellen, die Biographien Bolivars und Paez', seines Gegners, mit der Washingtons verglichen. Die Klasse hatte auf die Art keine Geographie, aber wöchentlich zwei Stunden mehr Geschichte. Der eigentlich Schuldige war Böttcher, der von mir Dinge verlangte, die ich nach meiner Vorbildung gar nicht leisten konnte. An den Lehrplan hielt ich mich nur in den Unterklassen, in denen einfach Länder, Städte, Flüsse und Gebirge durchzunehmen waren. Dazu reichte es bei mir. Wenn Böttcher Vernunft und Ge-

duld besessen hätte, dann hätte er mir im ersten Jahre drei Unterklassen gegeben und mich dann Jahr um Jahr eine Klasse weiter aufrücken lassen. Statt dessen sollte alles mit einem Schlage geschehen, und dabei kommt nie etwas Gutes heraus. Eine günstige Folge hatte die Sache aber doch. Ich gewöhnte mich daran, die Zeitung mit der Karte zu lesen, und behielt diese Gewohnheit bei, als mir kein Unterricht in Erdkunde mehr aufgepackt wurde, weil Böttcher inzwischen darauf verfallen war, einen andern jungen Lehrer damit zu plagen. Es war eine förmliche Manie von ihm, die Lehrer zu erziehen, während er in Wahrheit alles andere als ein guter Pädagoge war.

Unangenehm war es mir auch, daß der Rektor sich zwar zur nationalliberalen Partei rechnete, aber als eine Art Gegengewicht bei jeder Gelegenheit seine fromme christliche Gesinnung betonte. Wenn er über Schutzvorrichtungen in der Eisenbahn sprach, sagte er: „In dieser Weise immer an den Menschen zu denken, ist eine große Errungenschaft unserer christlichen Kultur.“ Als er wieder zur Tür hinaus war, sagte ein alter Theologe: „Es ist sicher richtig, daß der Rektor immer zuerst an das Christliche denkt, aber ich glaube doch, daß die Haftpflicht zur Anbringung dieser Einrichtung geführt hat.“ Wenn Böttcher das noch gehört hätte, würde er ihm sofort bewiesen haben, daß die Haftpflicht selbst eine Erscheinung christlichen Geisteslebens ist. Beweisen konnte er alles. Einmal schneite er in die römische Geschichte hinein, als gerade die Siege Hannibals besprochen wurden. Sofort verblüffte er nicht nur den unterrichtenden Lehrer, sondern auch die Schüler durch die Frage: „Inwiefern verdanken wir der Schlacht bei Cannä den Christbaum?“ Natürlich wußte kein Mensch, was er auf diese Frage antworten sollte. Triumphierend setzte Böttcher auseinander, daß Hannibal zwar die Schlacht bei Cannä gewonnen, aber gerade dadurch den erbitterten Widerstand der Römer wachgerufen hätte. Dadurch hätte die semitische Kultur im Zweiten Punischen Kriege nicht den Sieg errungen, sondern die römische. Diese hätte die Karthager unterworfen, aber auch ihre Bundesgenossen, eine Provinz nach der anderen gewonnen, und ein Weltreich, das Imperium Romanum, aufgebaut, auf dessen Straßen das Christentum seinen Siegeslauf vollbracht hätte. Damit langte Böttcher glücklich bei seinem Christbaum und beim Eigenleben des Schülers an. Mit diesem Siebenmeilenstiefelunterricht verwirrte Böttcher die Schüler. In ihren Köpfen blieb natürlich nur der Eindruck zurück, daß Christus irgend etwas mit der Schlacht bei Cannä zu tun hatte. Wenn der Rektor in seine Ideenreihe wenigstens die Sklaverei irgendwo eingebracht hätte, wäre die Sache etwas vernünftiger. Böttcher war aber auf diese improvisierte Stunde so stolz, daß er sie mir schilderte. Dabei machte er noch die schöne Bemerkung: „Ganz im Vertrauen gesagt, wir dürfen uns mit den Römern nicht zuviel abgeben, obwohl unsere Sprache ungeheuer wesentlich für die Bildung ist. Aber ihr Charakter hat sehr viele ungünstige Züge. Man muß den Unterricht so erteilen, daß die Schüler gar nicht merken, wie wenig vorbildlich die Römer sind.“ Diese Empfehlung, irgend etwas zu beschönigen oder zu vertuschen, hat mich von jeher abgestoßen. Meinem Vater gefiel Böttcher auch gar nicht. Er sagte: „Ich glaube, euer Rektor ist falsch wie Judas. Er macht immer ein Gesicht, als ob er schielte.“

Es gab aber Lehrer, die sich Böttcher zu Muster nahmen und in seiner Art mit den Begriffen jonglierten. Einer erzählte mir triumphierend, er habe es fertig gebracht, den Obertertianern in der griechischen Geschichte die Platonische Ideenlehre klarzumachen. Da ich mich auf diesem Gebiete als Fachmann fühlte, fragte ich ihn, wie er das gemacht hätte. Er sagte, er habe zunächst über Sokrates geredet, für den die Tugend darin bestünde, daß man wisse, was recht ist. Dann wäre er auf Plato übergegangen, der dieselbe Lehre auf das Wissen von den Ideen gegründet habe. Idee hieße soviel wie Ideal. Also war den Schülern klarzumachen, was ein Ideal ist. Er habe daher einfach gefragt, was ihr Ideal sei. Einer habe geantwortet: „Ein schönes Pferd.“ Darauf habe er die Schüler darauf aufmerksam gemacht, daß ein Pferd sich nicht nur durch Schönheit auszeichnen könne, sondern auch durch andere Eigenschaften. Er hätte diese aus den

Schülern herausgefragt: Stärke, Schnelligkeit, Ausdauer usw. Dann habe er gefragt, wie man ein Pferd nenne, das nicht nur eine von diesen Eigenschaften im höchsten Grade besitze, sondern alle. Darauf hätten die Schüler gesagt: „Ein ideales Pferd.“ Er habe also nur zu verbessern gebraucht: „Das Ideal eines Pferdes.“ So habe er die Stunde mit den Worten schließen können: „Was wir das Ideal eines Pferdes nennen, das nennt Plato die Idee eines Pferdes.“

An demselben Tage hatte ich in derselben Obertertia im deutschen Unterricht Schiller durchzunehmen. Ich fing daher an: „Schiller ist ein Idealist. Was das Wort bedeutet, habt ihr heute bei Herrn Dr. Schmertosch gelernt.“ – „Ja, aber das haben wir nicht verstanden,“ riefen mehrere zugleich. Ich stellte durch eine Reihe von Fragen fest, daß in den Köpfen eine heillose Verwirrung herrschte. Schließlich meldete sich der Primus, der Bär hieß, und sagte: „Ich habe aufgeschrieben, was uns Herr Dr. Schmertosch gesagt hat.“ – „Lies das vor,“ forderte ich ihn auf. Bär stand auf und las andachtsvoll von einem Zettel ab: „In dieser Zeit gab es zwei große Philosophen. Der eine hieß Sokrates. Er sagte: „Die Tugend ist ein Wissen.“ Der andere hieß Plato. Er sagte: „Ein Ideal ist ein Pferd.“ Darauf fing ich die Sache anders an. Ich ließ die Schüler Pferde nennen, schrieb sie an die Tafel: Pony, Kutschpferd, Rappen, Schimmel, fahles Pferd usw. Dann machte ich einen Kreis um die Worte und fragte: „Was sind sie alle miteinander?“ – „Pferde,“ sagte die Klasse. „Gut,“ sagte ich und schrieb riesengroß das Wort Pferd in den Kreis. „Hier haben wir den Begriff Pferd. Ist das Wort nun auch anschaulich, wenn es ein Dichter braucht? Wie seht ihr das Pferd vor euch, wenn Schiller sagt: ‘Der Reiter und sein geschwindes Roß’? Ist es schwarz, weiß oder gelb?“ – „Das weiß man nicht,“ sagte Bär, „es ist eben ein Pferd.“ – „Schiller hat es aber in einer bestimmten Farbe gesehen,“ fuhr ich fort. „Denn in der nächsten Strophe desselben Gedichtes sagt er: „den Rappen gezäumt.“ – „Also ist das Pferd schwarz,“ ergänzte ein Schüler. – „Gut, aber warum sagt das Schiller nicht gleich, warum verrät er uns die Farbe erst später?“ – „Wahrscheinlich kommt nichts darauf an,“ meinte ein Schüler. „Sehr richtig,“ sagte ich. Schiller ist nur der Begriff wichtig, das Pferd. Ein Realist gibt gleich die Farbe und sonst was an, das er sieht. Ein Idealist aber dichtet so, daß ihm der Begriff die Hauptsache ist. So hat Schiller gedichtet. Wer hat ebenso philosophiert?“ Nun kamen sie mit Plato heraus.

Ich will nicht behaupten, daß meine von den vier Kollegien beeinflusste Stunde sehr viel besser war als die den Enthusiasmus bevorzugende des Kollegen Schmertosch. Plato ist kein Thema für Obertertianer. Eine ideale Stunde über den Idealismus kann man vierzehn- und fünfzehnjährigen Schülern überhaupt nicht verzapfen. Schmertosch war aber gekränkt, als ich ihm meine Feststellungen mitteilte. Er sagte, er hätte viel bessere Antworten von den Schülern bekommen. Wahrscheinlich hätten mich diese nur verknacken wollen, und ich hätte das nicht gemerkt. Zu dieser Annahme neigen die älteren Lehrer ja immer gegenüber den jüngeren. Unter Böttchers Regime wurde im Unterricht vielzuviel vom Hundertsten ins Tausendste geredet; denn das Lehrerkollegium jedes Rektors spiegelt im wesentlichen ihn wieder. Barge, der eine von Böttchers Töchtern mit stattlicher Mitgift geheiratet hatte, war auch noch Reformationshistoriker und Naumannianer und verstärkte das christliche Gepräge der Anstalt. Ich kam mit mir Busse in diesem Tractätchenmilieu vereinsamt vor. Eines Tages aber merkten wir, daß Beck ähnlich verruchte Gesinnungen hegte wie wir.

Er hatte bei irgendeiner monarchistischen Gelegenheit die Festrede zu halten. Es war üblich, eine Stunde lang über ein wissenschaftliches Thema zu sprechen, worauf der Rektor das pflichtgemäße Hoch auf den König ausbrachte. Beck redete über Rudimente im menschlichen Körper und im Geistesleben. Er sagte, daß der Blinddarm für die Tiere der Kreidezeit ein nützliches Organ gewesen sei. Sie hätten in ihm pflanzliche Nahrung aufgespeichert, die in den Darm zurücktropfte, wenn sie nichts zu fressen hatten. Das käme für uns nicht mehr in Frage, sondern der Blinddarm sei heute nur noch dazu da, um sich zu entzünden und herausgeschnitten zu werden. Ähnlich stehe es mit den Vorstellungen, die in der Zeit des Arimismus, der Allesbese-

lung, einfach zum Weltbilde gehört hätten. Heute könnten wir mit beseelten Steinen, Bäumen und Wolken nichts mehr anfangen; denn wir lösten jetzt die Naturerscheinungen in chemische und physikalische Formeln auf. Die Dichter aber arbeiteten noch immer mit diesen primitiven Vorstellungen. Bei ihnen stöhnt der Wind, segeln die Wolken und droht die Finsternis. Das sind Rudimente. Sie beherrschen aber die Sprache derartig, daß selbst die Wissenschaft sich mythologisch ausdrückt, sobald sie keine Formeln gibt. Sobald man sagt, daß die Erde um die Sonne kreist, betrachtet man sie als ein beseeltes Wesen. Eine Katze, die mit einem Garnknäuel spielt, macht Jagdgebärden, die bei diesem leblosen Objekt gar keinen Zweck haben. In derselben Weise spielt Goethe mit den Geistern, die der Primitive gefürchtet und unschädlich zu machen gesucht hat, und seine Leser sind ihm dankbar, daß er sie in eine Welt zurückversetzt, die längst untergegangen ist. Der geheimnisvolle Schauer wird mit Wonne genossen und als ein höherer Zustand betrachtet gegenüber dem Alltagsempfinden, das als prosaisch gilt.

Dieser Vortrag hätte eigentlich unter dem in der Mehrzahl frommen Kollegium wilde Entzündung hervorrufen müssen. Aber man war so daran gewöhnt, bei den offiziellen Festreden einfach für sich hinzudösen, daß man keinen Anstoß an diesen gefährlichen Gedanken nahm. Böttcher sagte im Lehrerzimmer auch nur: „Ich muß mit dem Kollegen Beck auch noch darüber reden, Goethe und die Rollo-Katze, das ist ein unpassender Vergleich, wenn man vor den Schülern redet.“ Ich nahm Busse beiseite und sagte: „Das war eine prachtvolle Rede! Beck gehört zu uns, wir müssen ihm einen Sympathiebesuch machen.“ Busse war erst etwas unschlüssig, ging dann aber doch mit. Wir begaben uns also von der Feier unmittelbar in Becks Wohnung. Die Frau, bei der er Untermieter war, teilte uns verdutzt mit: „Ja, der Herr Doktor ist nicht da. An den Vormittagen, an denen er keinen Unterricht hat, geht er ein paar Stunden vor dem Mittagessen spazieren. Er ißt in der Stadt und geht gewöhnlich am Nachmittag in die Schule, um seine Apparate in Ordnung zu bringen. Sie treffen ihn hier den ganzen Tag nicht an.“ Darauf gaben wir der Frau unsere Visitenkarten und schärften ihr ein, Beck das Wort Sympathiebesuch mitzuteilen. Dieser sah mich am nächsten Morgen im Lehrerzimmer, ging sofort auf mich zu und sagte in dem scharfen Tone, den er immer annahm, wenn er sich innerlich unsicher fühlte: „Sie haben mir einen Sympathiebesuch gemacht. Ich weiß nicht, was ich mir darunter vorstellen soll.“ – „Wir sind entzückt von Ihrem Vortrage,“ erwiderte ich, „wir wollten uns mit Ihnen darüber weiter unterhalten.“ – „Über meinen Vortrag?“ antwortete Beck, „der kam mir sehr subjektiv vor, als ich fertig war.“ – „Wir fühlen uns dadurch wissenschaftlich gefördert, gerade weil es nicht unser Fach ist,“ fuhr ich fort. „Eigentlich ist das keine Wissenschaft,“ korrigierte mich Beck, „sondern Schaum auf der Oberfläche. Wissenschaft sind Zahlen und Formeln. Aber Böttcher war auch schon neugierig und wollte mein Manuskript haben. Ich habe ihm aber gesagt, es sei mir keine Bestimmung bekannt, nach der die Lehrer ihre Vortragsmanuskripte dem Rektor zur Zensur vorzulegen hätten. Darauf hat er mich in Frieden gelassen.“ Sehr freundlich kam mir diese Reaktion auf unsern Enthusiasmus nicht vor.

Einige Wochen später traf ich Beck im Theater, als Ibsens „Volksfeind“ gegeben wurde. Er forderte mich auf, nach der Vorstellung mit ihm ein Glas Bier zu trinken, und fügte hinzu: „Dabei können wir die gewünschte Unterredung über meinen Vortrag erledigen.“ Wir redeten erst über Ibsen und den Individualismus, dann über die geistigen Rudimente. Plötzlich sagte Beck: „Ich wollte Ihnen übrigens das Du anbieten.“ Das war eine große Ehre für mich, da er sieben Jahre älter war und ein viel gereifteres und geistigeres Wesen hatte als ich. Nach vollzogener Verbrüderung wurde die Unterredung persönlicher, soweit das bei Becks sachlicher Einstellung, die er in allen Situationen und bisweilen geradezu gewaltsam behauptete, überhaupt möglich war. Ich lud ihn ein, am nächsten Sonntag bei mir Kaffee zu trinken; er würde dort auch Busse treffen. Damit war er einverstanden, und so wurde der Sonntagszirkel begründet, der bis zum Jahre 1915 dauerte. Meine Versuche zu diesem engen Kreise gelegentlich auch einen andern

Teilnehmer hinzuzuziehen, schlugen allerdings fehl. Wenn ich einen vierten Mann bestellte und einschmuggeln wollte, nahm sich Beck irgendein illustriertes Werk und blätterte es durch, ohne sich weiter am Gespräche zu beteiligen, bis sich der Neuling empfahl. Busse kam nach einigen Jahren auch nicht mehr regelmäßig, weil er merkte, daß ihn Beck mehr oder weniger als ein Anhängsel von mir betrachtete.

Eine Rhein- und Moselreise haben wir aber doch einmal zu dreien gemacht, bis sich Beck in Trier plötzlich empfahl und zur Brüsseler Weltausstellung fuhr, weil er keine Lust mehr hatte, römische Altertümer, mittelalterliche Kirchen und Goethedächtnisstätten zu betrachten. Er bemerkte schon am vierten Tage: „Du hast wenigstens deinen Spaß daran, vor jedem Bild und jedem Grabstein so ein Feuerwerk von Erläuterungen loszulassen. Ich zerbreche mir nur den Kopf darüber, wie eigentlich die Menschheit dazu gekommen ist, dem Historischen einen solchen Wert beizulegen. Es handelt sich dabei doch nur um Modergeruch und Verwesungsgefühle. Das wird mit Sicherheit eines Tages wieder aufhören, weil es gar keinen Zweck hat.“ Es paßte Beck auch gar nicht, daß Busse und ich uns zu Weinreisenden ausbildeten. Wir bevorzugten immer die Weine, in deren Wachstumsgebiet wir uns gerade befanden. Als ich in Rüdesheim meine beiden Freunde in die mir von Jugend auf bekannte „Altdeutsche Weinstube“ führte, die sich allerdings inzwischen sehr preisaufwärts entwickelt hatte, kam der Kellner höflich und fragte: „Welchen Wein wünschen Sie zu trinken?“ – „Den billigsten natürlich.“, sagte Beck unwirsch. De Kellner legte die Speisekarte vor: „Ich kann den Herren heute Forellen anbieten.“ – „Haben Sie denn keinen Schellfisch?“ knurrte Beck. „Die Verehrung der Forelle ist nur ein alter Aberglaube. Es ist wenig mehr daran als die Gräten. Es ist der unbequemste Fisch, den es gibt. Die Leute essen nichts als den Preis und finden alles herrlich, was möglichst viel kostet. Wenn der Schellfisch einmal recht selten würde, dann würden die Menschen erst entdecken, wie gut er schmeckt.“ – „Wir haben auch Salm,“ sagte der Kellner. „Ja, das ist schon eher etwas,“ erwiderte Beck: „Ich will jedenfalls Salm haben, das ist ein ordentlich zusammenhängendes Stück.“ Wir waren natürlich so höflich, nun ebenfalls Salm zu essen, aber Busse wurde es sehr schwer, auf die Forelle zu verzichten. Er hat später Beck noch oft gefragt, ob er nicht bei steigendem Gehalt allmählich Sinn für den Unterschied zwischen Forelle und Schellfisch bekomme, aber unser Freund blieb unbelehrbar.

In Frankfurt gingen Busse und ich drei Abende hintereinander in ein Café chantant, um eine noch leidlich junge Philine „Burg Stolzenfels am Rhein“ singen zu hören. Beck betrachtete das als ein Zeichen von Verblödung. Er ging zwischen neun und zehn zu Bett. Beim Nachhausekommen fanden wir einen blumenbestickten Strohhut, den eine ebenfalls spät zurückkehrende Dame auf der Kommode im Korridor niedergelegt hatte. Gestohlen wurde ja so etwas damals noch nicht. Das griff erst im und nach dem Ersten Weltkrieg um sich. Am nächsten Morgen fragten wir Beck, der in einem andern Zimmer schlief als wir, wie er sich mit der Trägerin des Strohhuts amüsiert hätte. Er antwortete mit der Frage, wo wir den letzten Rest unseres Verstandes versoffen hätten. Diesen Spaß wiederholten wir noch zweimal, wobei Beck immer knurriger wurde. Wir waren alle drei Junggesellen, aber fidel waren nur zwei. Beck stand jeden Morgen um vier auf, verließ den noch schlafenden Gasthof und durchstreifte drei bis vier Stunden nüchtern die Stadt. Dann kehrte er zurück und trank mit den Gästen, die endlich aufgestanden waren, Kaffee, wozu er sich regelmäßig Schinken und Wurst geben ließ. Der starke Appetit am Morgen ist ein Kennzeichen gesunder Nerven. Beck fragte dann, wohin wir wollten, und diente uns als straßenkundiger Führer, da er auf seinen Morgensparziergängen die Architektur, die Denkmäler, die Gärten und die Umgebung der Stadt gründlich studiert hatte. Wir fanden die Regelung äußerst vorteilhaft für uns.

Das abendliche Gelage hat Beck nur einmal mitgemacht. Wir wohnten in Aßmannshausen in der durch Scheffel, den „Meister Josephus“, berühmten „Kröne“. Beck war eines abends

aus uns unbekanntem Gründen sonderbar übermütig und ließ sogar roten Aßmannshäuser Sekt kommen. Wir revanchierten uns entsprechend, so daß die Sache bis ½ 4 Uhr morgens dauerte. Die letzte Flasche tranken wir auf dem Zimmer, vergaßen dann, Fenster und Läden zu schließen, und hatten, als wir spät aus den Betten krochen, alle drei von den Rheinschnaken gründlich zerstoebene Gesichter. Wenn wir Beck später an diese vergnügte Nacht erinnerten, knurrte er: „Das ist für mich in keiner Weise eine schöne Erinnerung.“ Als er sich in Trier von uns trennte, stand er auf, gab jedem die Hand, sagte: „Guten Morgen,“ und verschwand. Busse sah ihm fassungslos nach und konstatierte: „Das war also der gefühlvolle Abschied nach einer vierzehntägigen herrlichen Reise.“ Becks Abneigung gegen die leiseste Anwendung von Sentimentalitäten wurzelte nach meiner festen Überzeugung gerade darin, daß er ein sehr gefühlvoller Mensch war, aber immer fürchtete, sich an seine Gefühle zu verlieren. Deshalb unterdrückte er gewaltsam jede solche Regung. Erst in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahr verlor er diese Gewalt über sich selbst und vergoß sogar Tränen bei der Bestattung geliebter Personen. Aber da hatten wir das Gefühl, daß er nicht mehr er selbst war, obwohl er noch mit 79 Jahren ausgezeichneten Unterricht gegeben hat und im Amte gestorben ist.

Meine Mutter sah meinen Anschluß an Beck mit großer Freude. Sie sagte zu mir: „Weißt du, Robert, dein neuer Freund, Beck, sieht ja nicht gerade vornehm aus. Wenn man ihm auf der Straße begegnet und er nimmt seinen harten Hut ab, kann man eher denken, er wäre ein Fischer oder sonst ein Handwerker als ein Gelehrter. Aber er ist gescheit, hat ungeheuer viel gelesen und nimmt das Leben so ernst wie Ibsen. Er wird niemals solche Dummheiten machen, wie du sie immer mal bisweilen begehst. Man kann sich auch gar nicht vorstellen, daß Beck sich betrinken könnte. Er ist ein vollkommen ausgereifter Charakter, und das bist du noch immer nicht, obwohl du schon beinahe dreißig Jahre alt bist. Es ist sehr gut, daß du ihn jetzt als dein Vorbild betrachtetest, und ich freue mich darüber.“ Mit der Aktivität, die meiner Mutter nun einmal eigen war, wenn es sich um irgend etwas handelte, das mit der Moral zusammenhing, schrieb sie an Beck einen langen Brief, von dem sie selbst mir erst viele Jahre später erzählt hat, Beck aber nie ein Wort gesagt hat. Sie hatte ihn vermutlich gebeten, darüber nicht mit mir zu reden, und er hielt sich unverbrüchlich daran. In dem Briefe hatte meine Mutter alle guten und alle unvollkommenen Seiten meines Charakters geschildert und hatte Beck gebeten, ihr dabei zu helfen, die günstigen Eigenschaften zu entwickeln und die ungünstigen zurückzudrängen. Beck hat den Brief wohl verbrannt, wie er auch seine eigenen Tagebücher vernichtet hat: „Sie interessieren mich nicht mehr, und es steht auch viel Unsinn darin,“ sagte er. Dagegen wäre es mir sehr lieb, wenn er den Brief meiner Mutter nicht vernichtet hätte, so daß ich darin eine Beschreibung meiner Schwächen lesen könnte. Eitelkeit, Unbesonnenheit und Kneiplust werden wohl die Hauptrolle gespielt haben. Hoffentlich hat meine Mutter Beck nicht den Auftrag erteilt, meine dichterische Ader wiederzubeleben; denn dazu war er denkbar ungeeignet. Er hatte große Achtung vor meiner Mutter und sagte mir nach ihrem Tode, der 1930 eintrat, er habe nur in ihr eine Frau kennengelernt, die ebenso tüchtig in der Küche wie in der geistvollen Unterhaltung über die verschiedensten Bücher gewesen wäre. Viele Frauen könnten nur eines und die meisten keines von beiden.

Die Freundschaft zwischen Beck und mir, die von meiner Seite geradezu an Anbetung grenzte, war vielen ein Rätsel. Brandt sagte einmal zu mir: „Was Beck dir eigentlich bedeutet, weiß ich nicht. Von dem Menschen geht eine Kälte aus, die jeden andern abstößt.“ – „Ich kann nur sagen,“ erwiderte ich, „daß er für mich das ist, was ich gern sein möchte. Ich muß aus Goethes „Iphigenie“ zitieren:

*In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
Ein Muster des vollkommenen Manns gesehn.*

Beck ist die verkörperte Naturwissenschaft, also gerade das, was unser ganzes Zeitalter ist. Nicht wir sind es; denn du bist klassischer Philologe und Griechenanbeter, ich bin Germanist und Goethegelehrter. Wir wären der Sinn unserer Zeit, wenn wir in der Epoche der großen Humanisten lebten. So habe ich mich darauf verlegt, die Literaturgeschichte mit naturwissenschaftlichem Geiste zu durchdringen, um doch so etwas der Sohn meiner Zeit zu sein.“ – „Ja, verstehst du denn dazu genug von den Naturwissenschaften?“ fragte Brandt etwas bekümmert. „Nur durch Beck!“ erwiderte ich. „Deshalb brauche ich ihn und kann nur durch ihn mit mir selbst zu Rande kommen.“ – „Das glaubst du jetzt,“ wehrte Brandt ab. „Ich bin davon überzeugt, daß du eines Tages auch Beck überwinden wirst.“ Dazu schüttelte ich den Kopf, weil ich von der Unüberwindlichkeit der Naturwissenschaften überzeugt war. Brandt bekam aber mit der Zeit doch recht; denn der Einfluß Becks auf mich wurde sehr erheblich eingeschränkt, als mich nach dem Ersten Weltkriege die Politik in ihre Fänge bekam. Da merkte ich langsam, daß ich nicht nur im Zeitalter der Technik und Naturwissenschaft, sondern auch in dem des Sozialismus lebte. Beck ist nie über die Angst hinweggekommen, daß die Diktatur des Proletariats die Herrschaft von Menschen bedeute, die nicht mathematisch-naturwissenschaftlich gebildet wären, und daher einen Rückfall in längst überwundene Denkweisen herbeiführen könnten. In dieser Beziehung dachte er genauso wie der französische Positivist Auguste Comte, den er eifrig las. Er vertiefte sich aber in seinem merkwürdigen Spürsinn für alles Neue sogar in Lenins „Materialismus und Empirio-kritizismus“, als 1927 die erste deutsche Übersetzung erschien. Er las Lenin zwanzig Jahre früher als ich, ließ sich aber nicht von ihm bekehren, während ich, als ich glücklich bei ihm gelandet war, ein paar Jahre lang überhaupt nur aus Leninziten bestand.

Ein Theologe wird vermutlich sagen, ich hätte das jedem Menschen natürliche Anbetungsbedürfnis immer wieder auf falsche Objekte konzentriert, weil ich mich von Gott abgewendet hätte. Das Natürliche scheint mir aber weder die Theologie noch die Metaphysik oder gar die Erkenntnistheorie zu sein. Zu einem, der gern die Fahne trägt, gehört ein Mensch, für die er sie trägt. So ähnlich gab ich mich auch mit den Schülern ab. Sie sollten wieder meine Anhänger sein. Ganz anders dachte Beck. Er wollte gute Leistungen im Unterricht erzielen und sagte häufig: „Wir werden dafür bezahlt, dass wir den Jungen Kenntnisse beibringen. Die gute Leistung ist der Gradmesser unserer Tätigkeit. Ich fühle mich wohl, wenn ich bei der Korrektur der schriftlichen Arbeiten merke, dass ich den Jungen etwas beigebracht habe. Wenn sie das selbst merken, ist das ganz nett, aber es läuft nur nebenher und interessiert mich weniger. Verehrungsgefühle verlange ich nicht.“ Ich fragte verwundert: „Legst du denn auf die Anhänglichkeit deiner Schüler gar kein Gewicht?“ – „Eine Maschine, an die man etwas hängt, funktioniert schlecht,“ antwortete Beck. Die Schüler schätzten ihn aber gerade deshalb, weil er niemals einen von ihnen vorzog. Als einmal ein Kollege bei Becks Zensuren Bedenken hatte, weil ein Jude die besten hatte und ein Sohn eines Sozialdemokraten gleich hinter diesem rangierte, sagte Beck: „Wollen Sie mir andeuten, dass ich die Zensur hätte fälschen sollen?“ Darauf zog sich der Kollege erschrocken zurück, sagte aber, als Beck nicht mehr da war, zu den andern: „Es kommt mir so vor, als ob hier Juden und Rote bevorzugt würden, während sie doch auf unsern Anstalten nur geduldet sind. Wenn diese Elemente auch noch ausgezeichnet werden, brauchen wir uns nicht zu wundern, dass schließlich alles drunter und drüber geht.“ Für diese Art von staatsertreuender Gesinnung hatte Beck nicht das Mindeste übrig. Er folgte dem Satze: „*Justitia fundamentum regnorum*“ (die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten). Zwischen unausstehlichen Bengels und netten Jungen einen Unterschied zu machen, lag ihm gänzlich fern. Daß ich mich ärgerte, wenn ein Schüler, den ich gern hatte, Elementarfehler machte, setzte ihn immer aufs Neue in Erstaunen. „Ich glaube beinahe, du würdest seine Arbeiten am liebsten erst schwarz und dann rot korrigieren,“ sagte er einmal spöttisch zu mir. Eine Zeit lang legte er im Interesse der guten Leistung notorische Faulpelze sogar über einen Schemel und zog ihnen ein

paar über. Als ihm aber einmal ein nervöser Junge aus Angst vor den Hieben in Ohnmacht fiel, gab er dieses System wieder auf. Das war mir eine große Erleichterung; denn ich hatte mich da nie mit ihm einig gefühlt.

Eine gewisse Rolle spielte bei meinem Anschluß an Beck auch der Umstand, daß wir beide schriftstellerten. Er veröffentlichte 1905 ein Buch „Die Nachahmung“, das aber nur die Einleitung zu dem 1906 folgenden Werke „Die Ekstase. Ein Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde“ bildete, dem ich noch heute große Bedeutung beimesse. Die Nachahmung herrscht bei den Herdentieren. Bei unseren nächsten Tierverwandten, den Affen, hat man sie längst beobachtet. Wenn ein solcher eine Schlange sieht, läuft er schreiend davon. Dasselbe tun sofort die andern Affen, die noch gar nicht die Schlange gesehen haben. Sie laufen nur, weil sie ihn laufen sehen. Ebenso geht es aber auch zu, wenn einer von den Affen Früchte sieht und schreiend auf sie losstürzt. Aus den bei solchen Gelegenheiten ausgestoßenen Rufen entwickelt sich die primitive Sprache. Aber bei ihren Begriffsbildungen spielen immer Bewegungsempfindungen eine große Rolle. „Besteht das Leben eines Tieres wie bei den Affen zum großen Teil aus Nachahmungshandlungen,“ sagt Beck, „so verbinden sich mit den Lichtreizen, die von den bewegten Gliedern des andern Tieres ausgehen, neben den Innervationen der Augenmuskeln, die Richtung und Entfernung bestimmen, auch noch die Bewegungsempfindungen, die mit der Ausführung derselben Handlung verbunden sind.“ Diese Erinnerung in den Organen ist für den Gedankengang der „Ekstase“ sehr wichtig, da sie die Hauptvoraussetzung für die Erklärung des rätselhaften Vorganges ist. Beck beginnt das Werk mit einer großen Polemik gegen die Experimentalpsychologie. Den Namen Wundts nennt er aber nicht, vermutlich gehindert durch eine Art von Pietät gegen den Mann, bei dem er seinen Doktor gemacht hat. In der Sache ist er sehr scharf. Er sagt, die Experimentalpsychologie befasse sich nur mit den einfachsten seelischen Vorgängen und dringe nie zu den komplizierten vor. Diese könne man nur mit Hilfe der Biologie enträtseln. Das heißt zu deutsch, daß man nicht durch Wundt, sondern nur durch Darwin die Fähigkeit erlangen kann, in das Wesen der Ekstase einzudringen. Berichte über diese liegen seit zwei Jahrtausenden vor. Gemeinsam ist ihnen, daß nur negative Merkmale aufgezählt werden. Ich und Außenwelt sind nicht geschieden, der Begriff von Zeit und Raum geht verloren, überhaupt verschwinden alle Vorstellungen. „Dabei sei bemerkt,“ sagt Beck, „daß ich bei niemand auf Verständnis rechnen kann, der Ähnliches nicht selbst erlebt hat.“

Damit kommen wir auf den Kern des Buches. Es genügt also nicht, daß man von Wundt zu Darwin, von der Experimentalpsychologie zur Biologie übergeht, um die Ekstase zu enträtseln, sondern man muß sie erlebt haben. Das sagt Beck nicht nur einmal, sondern wiederholt in seinem Buche. Er kennt also diesen abnormen Seelenzustand aus eigener Erfahrung. Er empfindet das aber nicht als einen Vorzug oder als eine „Begnadung“, wie der bei den Theologen übliche Ausdruck lautet. Er sieht darin vielmehr eine Krankheit, die er loswerden will, wenn das überhaupt möglich ist. Sein Buch über die Ekstase ist ein Kampf gegen die Ekstase. Für den Absatz war diese Einstellung die ungünstigste, die sich denken ließ. Ein Buch, das nur die verstehen können, die darin als seelisch Erkrankte dargestellt werden, kann niemals darauf rechnen, von vielen gelesen oder gar gekauft zu werden. Es sei denn, daß Rippenberg recht hat und überhaupt nichts darauf ankommt, was in dem Buche steht. Aber auch die andern Bedingungen, die dieser erfolgreiche Verleger nennt, waren nicht erfüllt. Der Verlag Hermann Haacke, Bad Sachsa im Harz, war genau so unbekannt wie der Name Paul Beck, und die wissenschaftlichen Autoritäten, die das Buch durch ihre Empfehlungen fördern können, wurden in dem Buche abfällig kritisiert, wie ein liberaler Theologe, der das Buch rezensierte, sofort hervorhob.

Dagegen läßt sich denken, welchen Eindruck diese Stellen auf mich machten, der ich bisher nur junge Gelehrte kennengelernt hatte, die es vollkommen selbstverständlich fanden, bei jeder Zeile, die sie schrieben, an ihre Karriere zu denken. Sogar meine Selbstzufriedenheit, gegen die

Weise vergeblich mit Rohrstockhieben angekämpft hatte, wurde bis zu einem gewissen Grade erschüttert. Ich hatte das Gefühl, daß Beck eine viel interessantere Persönlichkeit war als ich. Vorübergehend schämte ich mich sogar, daß ich so seelenvergnügt und behaglich meinen Weg machte. Mit andern kämpfte ich sehr gern, aber auf den Gedanken, mich in inneren Kämpfen aufzureiben, war ich noch nie gekommen. Von solchem seelischen Zwiespalt erzählten aber nicht nur die Dichter und Religionsstifter, sondern auch Tatmenschen wie Cromwell. Mein Vater sagte zwar, als ich mit ihm darüber sprach, Beck sei eben immer noch Herrnhuter, während er darüber hinaus zu sein glaube. Aber das stimmte nicht! Beck kannte seine religiösen Reste vielmehr ganz genau und bekämpfte sie bewußt. Eine solche Natur hatte ich bisher noch nie kennengelernt. Becks Schroffheit und Kälte, über die so viele klagten, sah ich jetzt in einem ganz andern Lichte. Beck war innerlich zart und weich, panzerte sich aber gerade deshalb mit Härte und Verslossenheit.

Allerdings wurde er, wenn er mit mir allein war, der ein Nonplusultra von vertrauensseliger Offenheit darstellte, bisweilen angesteckt, und dann lief auch ihm gelegentlich einmal die Zunge davon. Wir wühlten eines Tages in seiner großen Bibliothek herum, und dabei zog ich mit Erstaunen einen ganz elenden Frauenroman heraus. „Nanu,“ sagte ich, „wie kommst du denn zu dem Schundroman?“ – „Ja,“ sagte Beck, „das ist ein Geschenk der Familie Böttcher, aber aus sehr alter Zeit, als ich dort einmal pro Woche eine Art von Freitische genoß und mich wunderte, daß keine Mahlzeit vorüberging, ohne daß irgend etwas im Konversationslexikon nachgeschlagen wurde. Bei Böttchers Ideenflucht kamen alle Dinge, die entweder im Himmel oder auf der Erde geschehen, zur Sprache, nur da braucht man ein Lexikon.“ – „Ach so,“ sagte ich, „und da hast du über Frauenromane geschimpft, und man hat dir das Buch geschenkt, um dich zu bekehren.“ – „Nein,“ erwiderte Beck, „nicht ganz so. Der Anlaß war noch lächerlicher. Die Familie Böttcher bildete sich ein, ich wär in eine von den eckigen Töchtern verliebt, hätte aber nicht die genügende gesellschaftliche Schulung, um meine Werbung formulieren zu können. Da haben sie mir eben das Buch in die Hand gedrückt.“ – „Daß du zu dem Schwiegervater keine Lust hattest, kann ich mir denken,“ fuhr ich fort. „Außerdem sind die Mädchen wohl nicht hübsch?“ – „Das ist ein vieldeutiges Wort,“ sagte Beck. „Auf mich wirken sie, wie gesagt, eckig. Sie würden mich auch nicht reizen, wenn sie in Samt und Seide daherrauschten. Sie sind unerträglich philiströs. Sie sagten immer, ich hätte sonderbare Ansichten, nannten mich Mephisto und lachten dumm dazu. Außerdem würde ich keinem Menschen raten, ein Mädchen mit großer Mitgift zu heiraten. Man hat dann nicht mehr, sondern weniger. Die Frau bildet sich in ihrer Beschränktheit immer ein, daß du von ihrem Gelde lebst, ißt und trinkst, Bücher kaufst und rauchst.“ – „Das kann sie doch ausrechnen,“ wandte ich ein, „wenn sie ihre Zinsen mit deinem Gehalt vergleicht. Ein Gehalt von 4800 Mark repräsentiert die Zinsen eines Vermögens von 100 000 Mark, und viel mehr kann auch Böttcher seinen Töchtern nicht mitgeben.“ – „Frauen können überhaupt nicht rechnen,“ entschied Beck. „Es reicht gerade soweit, daß sie die Preise von Spinat und Kartoffeln kontrollieren können, aber bei ihrer eigenen Garderobe hört es gleich auf. Sieh dir doch Barge an! Der hat das Böttchersche Geld geheiratet.“ – „Ja, ich sprach neulich mit ihm über ein Buch des Franzosen Jules Huret, der sagt, ein Oberlehrer bekäme etwa 30 000 Mark Mitgift, für den Doktor und den Reserveleutnant würden in Deutschland aber je zehntausend Mark zugelegt. Da sagte mir Barge, er wäre nicht Reserveleutnant und hätte trotzdem bedeutend mehr bekommen.“ – „Laß ihn 100 000 bekommen haben,“ sagte Beck, „das hilft ihm gar nichts. Wie lebt er denn? Er läuft hinter jeder Privatstunde her, damit er eigenes Geld bekommt, von dem seine Frau nichts weiß. Von ihren Zinsen oder seinem Gehalt wagt er keinen Groschen zu nehmen, wenn er ein Glas Bier oder eine Flasche Wein trinken will.“ – „So?“ sagte ich, „und auf den Weg solltest du auch gebracht werden. Meinen herzlichen Glückwunsch, daß du mit heiler Haut davongekommen bist! Ich verstehe nur nicht, daß die bloße Überreichung

des Romans die Sache in Gang bringen sollte. Oder haben sie dir gesagt, daß du daraus die Formeln für die Brautwerbung auswendig lernen könntest?“ – „Nein,“ gestand Beck, „aber sie haben die betreffenden Stellen alle dick mit Bleistift unterstrichen, so daß ich ganz dumm sein mußte, wenn ich nicht merkte, was gemeint war. Natürlich habe ich mich dumm gestellt und nie etwas über das Buch gesagt. Wahrscheinlich bemitleiden sie mich heute noch wegen meiner Dummheit, haben aber eingesehen, daß mir nicht zu helfen ist.“ Am nächsten Tage sagte mir Beck: „Du, was ich dir gestern von dem Roman mit den Bleistiftstrichen gesagt habe, behalte für dich! Du hast da eine Art von Verhör mit mir angestellt und es aus mir herausgefragt. Da ich es dir nicht sagen wollte, darf ich wohl verlangen, daß du die Sache so behandelst, als ob ich es gar nicht gesagt hätte. Also vergiß es wieder!“ – „Ich werde mir Mühe geben,“ sagte ich. Behalten habe ich’s aber doch.

Böttchers Scheinchristentum wurde von Beck ohne weiteres durchschaut, weil dieser unter seinen eigenen Verwandten genug wahre Fromme hatte, um die echten von den unechten unterscheiden zu können. In seiner „Ekstase“ sieht man, daß er eine unendliche Masse von Literatur über diesen Seelenzustand gelesen, sorgfältig verglichen und seine Schlußfolgerungen daraus gezogen hat. Mir war das alles neu und eröffnete mir ganz unerwartete Perspektiven für die richtige Würdigung Dostojewskis und Gerhart Hauptmanns, aber auch der Klettenbergschen „Bekenntnisse einer schönen Seele“, die Goethe in seinem Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ eingefügt hat. Bisher war ich als wackerer Feuerbachianer allem Frommen aus dem Wege gegangen; jetzt konnte ich es naturwissenschaftlich analysieren, war also vollkommen gegen die Gefahr gesichert, davon bestrickt und betört zu werden. Das gab mir eine neue Sicherheit. Es sah so aus, als ob Beck die „Ekstase“ speziell für mich geschrieben hätte. Andererseits kannte Beck viele Menschen, die sich aus der Angst vor den himmlischen Gewalten der irdischen fügen, und andere, die heimlich Atheisten sind, aber nichts gegen die Kirche und den Glauben äußern, weil sie das mit den irdischen Gewalten in Konflikt bringt. Beck hat Voltaire erst gelesen, als ich ihn auf diesen vergnügten Spötter aufmerksam machte. Noch stärker aber wirkte es auf ihn, daß ich selbst so etwas Ähnliches war und nirgends meinen Atheismus verbarg. Als wir im sonntäglichen Kaffeezirkel einmal über religiöse Beängstigungen sprachen, sagte ich: „Herzschwäche, nichts weiter! Auch ich wache manchmal des Nachts in Schweiß gebadet auf und habe vor irgend etwas Angst. Dann sage ich mir gleich: Du dummes Luder, da hast du glücklich wieder zu viel Burgunder gesoffen und schwere Importe dazu geraucht! Nun liegst du natürlich da und zappelst. Nächstens wirst du auch noch anfangen, zu beten und Besserung zu geloben. Sauf weniger und rauch leichtere Zigarren! Wenn ich soweit bin, ist der Anfall bereits erledigt.“ Busse fiel hier ein: „Du wirfst ganz unvereinbare Dinge durcheinander. Physische Beängstigungen hat man natürlich auch, aber die religiösen sind etwas ganz anderes.“ – „Diese Trennung halte ich für sehr schwierig,“ sagte Beck, „Hier geh ich mit Riemann. Nur ist die Sache nicht so einfach, wie er annimmt. Er sagt, das religiöse Problem sei so weit erledigt, daß man sich nicht mehr damit zu beschäftigen braucht. Aber die Menschheit tut es doch seit Jahrtausenden, und da kann man nicht sagen, daß nichts mehr darauf ankommt. Es schlagen sich doch auch Menschen damit herum, die weder Importen rauchen noch Burgunder trinken.“ – „Die haben sich eben zu viel gekochte Bohnen in den Bauch gestopft,“ rief ich, „oder es handelt sich um Hungerdelirien, die ja auch vorkommen. Alles ist physiologisch, davon lasse ich mich nicht abbringen. Die Sache ist Busse bloß zu plebejisch, deshalb nimmer solche Erklärungen nicht an.“ – So haben wir uns unendlich oft unterhalten. Es ist wirklich schade, daß diese Dialoge nicht mit dem Magnetophonband aufgenommen worden sind. Heute würde ich sehr gern die Stimmen meiner toten Freunde wieder hören und meine damalige auch. Es ist ein Glück, daß wenigstens das, was gedruckt ist, jetzt noch erhalten ist, und das wichtigste davon ist Becks Buch „Die Ekstase.“

Er betont darin, daß nur ein mit der heutigen philosophischen Bildung Ausgerüsteter diesen Zustand als Identität von Subjekt und Objekt beschreiben kann. In weiter zurückliegenden Zeiten kennzeichnet man ihn mit ganz anderen Ausdrücken. Man unterscheidet die sinnliche und die übersinnliche Welt und redet von Göttern, Geistern und Dämonen. Man glaubt, daß in der Ekstase ein solches Wesen in den Menschen hineinfährt. Damit vergöttlicht man den ekstatischen Zustand selbst. Wie soll man ihn im Sinne unseres Zeitalter erklären? In den Berichten wird häufig gesagt, daß in der Ekstase des Bewußtsein der Schwere des eigenen Körpers schwindet. Es muß damit zusammenhängen, daß von den antiken Bildhauern Nike, Eros und der Pegasus geflügelt dargestellt werden. Raffaels Madonna schwebt in der Luft. In der Barockmalerei werden Maria und Jesus mit Vorliebe gen Himmel fahrend dargestellt. So kommt Beck zu dem Ergebnis: „In der Ekstase werden offenbar nervöse Vorgänge erneuert, die die Gewichtslosigkeit des Körpers voraussetzen. Ein derartiges Gleichgewichtsbewußtsein kann aber in der Reihe unserer tierischen Ahnen nur bei den Meerestieren vorausgesetzt werden, die sich in einem Medium bewegen, das angenähert dasselbe spezifische Gewicht wie der Körper hat.“ Die Ekstase ist also ein Rudiment, dem irgendwelche Organreste in unserem Körper entsprechen.

Manchem wird diese Erklärung äußerst prosaisch vorkommen. Aber da es überhaupt keine andere Erklärung gibt, besteht diese so lange, bis eine bessere gefunden wird. Man erinnere sich auch daran, daß bei allen Primitiven die Geistesgestörten, die wir in die Irrenhäuser stecken, mit scheuer Achtung als Heilige verehrt werden. Sonderbarerweise hat der stark zu Mystik neigende Dichter Hermann Hesse in seinem Romane „Demian“ (1919) Becks Hypothese übernommen. Leider hat Haeckel niemals Stellung zu ihr genommen. Man darf aber vermuten, daß sie auch ihm zu prosaisch-nüchtern gewesen wäre. Ganz ist der große Monist, der so gern über die Kirche wettete, ja nie aus der poetisch-religiösen Auffassung der „Gottnatur“ Goethes herausgekommen. Ein so konsequenter Naturwissenschaftler wie Beck war er sicher nicht. Dieser pflegte zu seinen Schülern zu sagen: „Da schwärmen die Dichter immer vom purpurnen Glanz der scheidenden Sonne. Und was steckt dahinter? Nichts als Dreck und Nebel! Die Sonnenstrahlen werden gebrochen, und deshalb sehen sie rot aus.“

Am Schluß der „Ekstase“ erledigt Beck die moralischen Schwärmereien und Heucheleien. Er sagt: „Seitdem das wirtschaftliche Leben auf dem Privatbesitz beruht, hängt 99 Prozent alles menschlichen Tuns, Redens und Denkens direkt oder indirekt mit dem Gelderwerb zusammen.“ Zu den für das Erwerbsleben nutzlosen Fähigkeiten rechnet Beck alle ästhetischen, poetischen, moralischen und religiösen Gefühle. Gerade von diesen wird aber immer gesprochen, wenn man das Bild einer Persönlichkeit entwirft. „Es steht jedem frei,“ bemerkt Beck verächtlich, „sich selbst und andern vorzuspielen, daß er nicht um des Geldes willen, sondern aus sittlichen Motiven arbeite. Leute, die diese Ansicht von sich selber haben, nennt man sittliche Persönlichkeiten.“ Schleiermacher hat diesen Begriff in die Theologie hineingetragen und „die Persönlichkeit Christi“ in Analogien zum Goethekult der Romantiker gestaltet. Der Möglichkeit mit solchen Kompromißlern verwechselt zu werden, beugt Beck sehr energisch vor, indem er die gesamte liberale Theologie in Grund und Boden kritisiert. Man merkt hier sehr deutlich, daß er bei der Lösung vom theologischen Studium versucht hat, aus dem Pietismus zum theologischen Liberalismus überzugehen, daß er aber sofort gemerkt hat, daß er damit nicht aus der Unredlichkeit herauskam. Jede Halbheit war ihm verhaßt.

Nach seinen drei Büchern über den Substanzbegriff, die Nachahmung und die Ekstase hat Beck nur noch Aufsätze geschrieben, die meist in den „Monistischen Monatsheften“ erschienen. Er war mit seiner Seelenreinigung fertig oder glaubte doch, es zu sein. Er hatte das Gefühl, alles ausgefegt zu haben, was sich nicht mit Mathematik und Physik vertrug. Der geringe Erfolg seiner Bücher war ihm gleichgültig. Er gab sie mir, wies mich aber an, nicht mit den Kollegen darüber zu reden. Tat ich es einmal unwillkürlich, dann bekam ich sofort einen Rippenstoß, der

nich zum Schweigen ermahnte. Es schien also nicht Literatur für die Öffentlichkeit, sondern eine Art von Generalbeichte für die Eingeweihten zu sein. Eines Tages fragte ich ihn, warum er die Sachen überhaupt hatte drucken lassen, und bekam die gänzlich unerwartete Antwort: „Wenn man von einer Blähung geplagt wird, versucht man, sie loszuwerden.“ Da ich sehr viel drucken ließ, war mir diese Einschätzung literarischer Tätigkeit nicht gerade willkommen. Der eigentliche Grund war nach meiner Meinung ein ganz anderer. Beck wollte sich festlegen, als er seine Bücher schrieb. Er schnitt sich selbst jede Möglichkeit des Rückzuges ab, wie es Cortez tat, als er seine Schiffe verbrannte. Einmal sagt ich zu ihm: „Hör mal, Beck! Handeln wir nicht ganz inkonsequent, wenn wir alles auf den Egoismus zurückführen und doch uns selbst die Karriere verderben, indem wir offen mit der Sprache herausgehen, während die andern alles bemänteln?“ – „Ja,“ sagte Beck, „diesen Widerspruch muß ich zugeben. Wir sind eben schiefgewickelt aus der Manufaktur gekommen. Wir leiden an perversen Wahrheitsdrang.“ Dann lachte er sehr vergnügt. Ich fragte weiter: „Ist es denn nicht möglich, daß du eines Tages ins Religiöse zurückfällst?“ – „Für wahrscheinlich halte ich es nicht,“ erwiderte Beck. „Aber ich würde dann ein schöner Fanatiker werden, das weiß ich ganz genau.“ Er war beständig auf der Hut vor solchen Regungen und ließ sie nicht aufkommen. Einmal bat er mich, einen Tragödienschluß Eulenburgs zu verlesen, in dem die Mahnung: „Betet nicht mehr!“ eingeschärft wurde. Ich tat es, aber Beck sagte mir, daß ich die Stelle nicht ernst genug deklamiert hätte. Ich erwiderte unbekümmert, es scheine mir in der Tat überflüssig, diese Mahnung pathetisch den Monisten zuzurufen, vor denen die Vorlesung erfolgte. Sie beteten ohnehin nicht mehr. Das bestritt Beck sehr lebhaft. Er behauptete, sehr viele Menschen seien zwar am Tage Freidenker, seien aber an jedem Abend in Gefahr, in die Gewohnheit des Gebets zurückzufallen. Wenn sie Bankrott machten oder nahe Angehörige mit dem Tode ringen sähen, dann beteten sie alle wieder mit Jacobsens Niels Lyhne, der sich schämt, es getan zu haben, als alles vorbei ist.

Daraus ergibt sich zweifellos, daß Beck selbst unter solchen „Anfechtungen“ gelitten hat. Er bekämpfte sie mit der Wut eines Fanatikers. Ganz hat er den Herrnhuter in sich nie überwunden. Meine Mutter sagte einmal: „Beck hat sich in eurer Ortsgruppe des Monistenbundes ein atheistisches Konventikel geschaffen, weil er ohne Konventikel nicht leben kann.“

1920 schrieb er in einem Artikel über die Arbeit der Ortsgruppe: „Wie die Mission zum Wesen des Christentums, so gehört die Werbetätigkeit zum Wesen des Monismus wie jeder tatkräftigen Weltanschauung.“ Für den Anschluß des Bundes an eine bestimmte Partei war er nicht, sondern verlangte, daß jeder in seiner Partei für den Monismus werben und wirken solle. Als die intellektuelle Kultur von allen Seiten befehdet wurde, weil man der Wirklichkeit nicht mehr ins Gesicht zu sehen wagte, schrieb Beck: „Nicht das Fehlen von Gefühlen, Wünschen und Gemütsbedürfnissen, wohl aber die Fähigkeit, diesen Teil des Seelenlebens ausschalten zu können, ist ein – nicht das einzige – Merkmal intellektueller Kultur.“ Meinem Drängen, einfach den Materialismus zu proklamieren, wollte Beck lange nicht nachgeben. Er sagte, der Materialismus der Büchner, Vogt und Moleschott sei selbst eine populäre Metaphysik. Man müsse einfach bei der Physik stehenbleiben, und nicht nach etwas hinter ihr suchen. Ich wandte ein, daß man die Laien nur verwirre, wenn man alles, was ein fester Körper zu sein scheine, in kreisende Elektronen auflöse. Die Materialisten bestritten nicht das Dasein der Elektronen, sondern überließen ihre Erforschung den Naturwissenschaftlern. Die Theologen benutzten die Kompliziertheit des naturwissenschaftlichen Weltbildes, um den Materialisten vorzuwerfen, daß die Wirklichkeit, von der sie redeten, nur ein trügerischer Schein sei. Nach ihrer Behauptung, nicht vom wahren Wesen der Welt, weil wir selbst nichts davon wüßten. Wir könnten allerdings darauf antworten, daß die Theologen erst recht nichts davon wüßten und mit ihrem Geschwafel von Gott nur ihre totale Unwissenheit verdeckten. Das Wesen des Materialismus sei der Verzicht auf jede Einmischung von übernatürlichen Ursachen. Also sei jeder Naturwissenschaftler

ein Materialist und müsse das offen und ungeniert sagen. Nachdem wir das nicht nur einmal, sondern sehr oft besprochen hatten, rang sich Beck endlich für die Öffentlichkeit folgenden Satz ab: „Der Materialismus entspricht sicher nicht dem heutigen Weltbild, er hat aber den großen Vorzug, daß er auch dem Laien verständlich ist, und doch die Richtung, in der sich das wissenschaftliche Denken entwickelt hat, deutlich erkennen zu lassen.“ Das klang so verklausuliert wie ein Konzilsbeschluß und stellte mich in keiner Weise zufrieden. Die Theologen konnten sich an die Feststellung klammern, daß der Materialismus nicht dem heutigen physikalischen Weltbild entspreche. Aber Beck war in solchen Fragen einfach intransigent. Er machte der Agitation nicht das geringste Zugeständnis und sagte keine Silbe mehr, als er von seinem äußerst peinlichen wissenschaftlichen Gewissen verantworten konnte. Das ist die Haltung eines Frommen. Sie reizt die Wut der Gegner, die heimlich fühlen, daß sie sich eigentlich benehmen müßten, wie das so ein Ketzer tut. Aber kann man auf diese Weise Massen mobilisieren? Diese verlangen, daß man so eindeutig ist wie ein Wegweiser, auf dem ja auch keine einschränkenden Bemerkungen angebracht zu werden pflegen. Man stelle sich einmal ein Orientierungsschild vor, auf dem nicht nur steht: „Nach Neustadt 9.3 km,“ sondern: „Richtung nach Neustadt, aber von mehreren Wegen gekreuzt, die leicht irreführen. Man beachte die weiteren Tafeln!“ Was für Bemerkungen würden von den Vorübergehenden über diesen Wegweiser gemacht werden? Gelehrte machen aber sehr gern solche Ausführungen und verwirren dadurch ihre Leser. Zur Agitation gehört ein gesundes Stück Leichtsinn. Das fehlte Beck.

Weltliche Jugendweihen nahm Beck vor, wenn er als führender Monist darum gebeten wurde. Er gab ihnen aber nach meiner Meinung eine zu negative Form, indem er den Kindern riet, sich vor der Gottesfurcht und vor der Vertröstung auf den Himmel zu hüten. Wenn sie Zweifel hätten, sollten sie ihre Eltern fragen, was recht sei, und sich danach richten. Da man Becks Reden nicht schwungvoll genug fand, verzichtete er schließlich darauf, Jugendweihen abzuhalten. Ich habe es immer für richtig gehalten, der Sache das Weltbild des Monisten zugrunde zu legen. Ich fing also mit kreisenden Glutbällen an. Einer kühlte sich ab, tropfbares Wasser schlug sich nieder. Die Meerestiere entstanden, die Amphibien folgten, dann die Reptilien, Vögel, Säugetiere, schließlich der Mensch. Das was der Haeckelteil der Rede. Dann kam Krapotkins gegenseitige Hilfe im Tierreich mit der Schlußfolgerung, daß die Tiere, die sich gegenseitig helfen, im Kampf ums Dasein den Sieg über alle andern davon tragen mußten. In der Zeit des Kapitalismus entfesselte die schrankenlose Konkurrenz den Kampf unter den Menschen, aber die gegenseitige Hilfe hielt sich trotzdem als Solidarität der Arbeiterklasse, und diese mußte siegen, weil der rücksichtslose Egoismus nur eine Entartung war, die sich nicht behaupten konnte. Beck fand das sehr nett, aber für den eigenen Gebrauch war es ihm zu oberflächlich.

Als man 1921 den Religionsunterricht auf den öffentlichen Schulen durch den weltlichen Moralunterricht ersetzen wollte, hielt das Beck für falsch. Er verlangte einen weltanschaulichen Unterricht und lehnte die moralische Färbung mit den Worten ab: „Moral sind die Gebote, die aus einem Jenseits stammen und das menschliche Leben regeln sollen.“ Damit sagte er wieder gerade das, was unsere Gegner hören wollten. Sie behaupteten ständig, die Monisten und Materialisten erzögen die Kinder zu Verbrechern. Beck bestritt die Möglichkeit eines unparteiischen Unterrichts, der den Kindern der weltlichen Schule die Kenntnis aller wichtigen Religionen vermitteln sollte. Er sagte spöttisch, so etwas dächten sich nur die Lehrer aus, die sich an die Stelle der Pastoren setzen und alles „pädagogisch-psychologisch“ begründen wollten. Die Lehrer seien durch die geistliche Schulaufsicht deklassiert worden und nähmen nun Rache dafür, indem sie den Religionsunterricht nach ihren Ideen umgestalten wollten. Es sei das für sie einfach eine Standesfrage, die mit unserer monistischen Weltanschauung gar nichts zu tun hätte. Mindestens neunzig Prozent der Lehrer dächten christlich. Eine solche Regelung werde also den Monismus aus der Schule verdrängen.

1924 verlangte ein Ministerrat Richert im preußischen Unterrichtsministerium die Zurückdrängung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer auf den höheren Schulen, „weil das positivistische Zeitalter zu Ende sei.“ Beck rief in einem alarmierenden Aufsatz den Monistenbund auf, sich fortan etwas weniger mit den Volksschulen und etwas mehr mit den höheren Schulen zu beschäftigen. Die Konservativen und das Zentrum seien immer für das humanistische Gymnasium eingetreten. Die Linke hätte demgegenüber betonen müssen, daß die Technik und die Naturwissenschaften realistische Anstalten brauchten. Das hätte die Linke nicht getan, aber man dürfe trotzdem die Lage nicht pessimistisch beurteilen. Die Forderungen des Lebens würden sich gegen alle politischen Widerstände durchsetzen: „Solange der Positivismus keinen gefährlicheren Gegner hat als den Konfusionismus, ist sein Bestand nicht ernsthaft bedroht.“ Beck erklärte also den Ministerialrat für einen Konfusionsrat! Das war in jedem Sinne ein kühnes Wort. Die Konfusion war bereits ungeheuer groß, weil das Hakenkreuz immer weiter vorrang. Beck glaubte an den Sieg der Vernunft und der Wissenschaft und verachtete die Gegner als zurückgebliebene Köpfe.

Die Art, wie ich diese in zahllosen Vorträgen bekämpfte, war Beck nicht wissenschaftlich genug. Er sagte mir, ich ginge als leidenschaftlicher Politiker vor, statt mich gründlich mit der Rassenphilosophie zu beschäftigen. Er zwang mich förmlich, Eugen Fischers umfangreiche „Anthropologie“ zu lesen und für meine Vorträge und Aufsätze auszuwerten. Fischer nahm damals noch eine gemäßigte Haltung ein. Später bekannte er sich rückhaltlos zum Nazismus. Ich witterte das damals schon und war weit davon entfernt, ihn als objektiv zu betrachten. Die zahlreichen Unterredungen mit Beck über das Buch hatten aber den Erfolg, daß ich in den öffentlichen Auseinandersetzungen besser über die Ideologie der Gegner unterrichtet war als diese selbst, die aus dem Werke nur eine Aufforderung zum Judentotschlag heraushörten. In diesem Sinne konnte ich Beck noch immer dankbar sein. Andererseits konnte ich ihn nicht dazu bringen, Rosenbergs schamloses Hetzbuch, den „Mythus des 20. Jahrhunderts“, zu lesen, weil er nach den ersten Seiten bereits erkannte, daß dieses Werk mit Wissenschaft gar nichts zu tun hatte. Auch an Hitlers „Mein Kampf“ verschwendete Beck seine Zeit nicht.

1925 schrieb Beck einen Aufsatz „Wissenschaftliche Weltanschauung“, in dem er erklärte: „Die Tendenz fast aller Erkenntnistheorien ist Verteidigung irgendeines Glaubens und Abwehr des wissenschaftlichen Denkens.“ Dieses gehört nach der Meinung der Erkenntnistheoretiker zu dem vulgären Glauben an die Wirklichkeit, den sie als „naiven Realismus“ bezeichnen. Beck führt demgegenüber aus, daß die Wirklichkeit da ist und nicht erst bewiesen zu werden braucht. Zu beweisen hat man viel mehr, daß es irgend etwas gibt, was von der Wirklichkeit abweicht. Die Naturwissenschaft scheidet immer mehr die menschlichen Zutaten zum Weltbilde aus, die Erkenntnistheorie tut das Gegenteil. Aber der Mensch muß sich dem Weltbilde der Wissenschaft anpassen, auch wenn's ihm schwerfällt. Hier sagte Beck nun endlich das, was ich seit zehn Jahren von ihm hören wollte: „Der Materialismus wird leben, solange es eine Wissenschaft geben wird.“ Ich las das mit höchster Genugtuung, obwohl ich merkte, daß Beck im Grunde nur sagte, daß die Anschauung, die unsere Gegner in Verruf zu bringen suchten, ewig leben werde. Da ich längst zum Hauptvorstand des Monistenbundes gehörte, sollte 1927 mein fünfzigster Geburtstag durch einen Artikel Becks in den „Monistischen Monatsheften“ geehrt werden. Es war verlockend für mich, von Beck einmal öffentlich porträtiert zu werden. Dieser bat mich aber um einen Lebensabriß als Material. Ich schrieb ihn in der dritten Person und bat Beck, hinzuzufügen, was er persönlich von meinem Wirken halte. Das tat dieser aber nicht, sondern schrieb einfach Paul Beck unter meinen Aufsatz und schickte ihn an die Redaktion. Wahrscheinlich dachte er, jeder komme am besten weg, wenn er selbst seine Vorzüge behandle. Meine Schwester Dina sagte sofort, als sie den Aufsatz las: „Seit wann schreibt denn Beck Roberts Stil?“ Vermutlich werden das auch andere gemerkt haben. Beck vermied damals schon

nach Möglichkeit jedes öffentliche Auftreten. Immerhin schrieb er noch einen Aufsatz: „Zur Kritik des Positivismus.“, in dem er zugab, daß der Positivismus Machs nicht mehr zeitgemäß sei, weil sich das Weltbild inzwischen geändert habe. Es war dasselbe Jahr 1927, in dem Lenins „Materialismus und Empirio-kritizismus“ in deutscher Übersetzung erschien und gründlich mit Mach und den Machianern aufräumte.

Nach den Aufsätzen muß man urteilen, daß Beck seine Anschauungen nach dem Erscheinen seiner drei Bücher nicht wesentlich mehr geändert hat. Sein eigentliches Feld war seitdem die Schule. Er wurde in die Öffentlichkeit weit mehr hineingedrängt, als daß er sie gesucht hätte. In dieser Beziehung waren wir geradezu Gegensätze. Ich war durchaus nicht unempfindlich gegen den Beifall, den er mißtrauisch entgegennahm, wenn er ihm überhaupt zuteil wurde. Er fragte sich dann stets, ob er nicht zu tief in die landläufige Agitation hineingeraten sei. Daß ich mich sehr gern als geistiger Raufbold herumschlug, war ihm willkommen, wenn es der Sache diene. Er machte mir daher gelegentlich Komplimente über meine Schlagfertigkeit in der Debatte. Einmal sagte er zu mir: „Der Unterschied zwischen uns beiden ist der, daß ich Zeit brauche, um unerwartete Eindrücke zu verarbeiten. Wenn ich eine Rede höre, fällt mir am nächsten Tage erst ein, was eigentlich das Wesentliche war. Und dann brauche ich noch einen Tag, bis mir einfällt, was man darauf hätte sagen müssen. Deshalb hole ich dich jedesmal heran, wenn wir in eine schwierige Situation geraten, weil sich einer unserer Redner vergaloppiert hat, was zum Beispiel Kammerer sehr leicht passiert. Du redest dann so lange über das andere, was er gesagt hat, daß die Leute den Unsinn, der dazwischen geraten ist, sehr bald vergessen. Sucht das ein anderer durch einen Zwischenruf zu verhindern, dann fällst du über den Zwischenrufer her und setzt den Leuten auseinander, daß hier jeder das Wort bekommt, weil völlige Redefreiheit herrscht, und daß nur Skandalmacher und Quertreiber ihre Zeit nicht abwarten können. Dann ist der Mann schon erledigt, ehe er seine Gegenrede hält. Ich werde da unsicher, weil ich weiß, daß der Zwischenrufer eigentlich recht hat, aber solche Bedenken stören dich gar nicht. Dir genügt es, daß unsere Sache gut ist, aber ich will, daß jeder Satz unanfechtbar sein soll, und das geht wahrscheinlich überhaupt nicht. Wenn du hinaufsteigst, weiß man, daß die Sache nicht schief gehen kann. Diese Überzeugung habe ich durchaus nicht, wenn ich nicht ein fertiges Manuskript vor mir liegen habe. Ich suche mir zu helfen, indem ich vorher aufschreibe, was die Gegner wahrscheinlich sagen werden, und darunter schreibe, was ich dann sagen will. Aber meistens kommt die Sache ganz anders, und dann bin ich ziemlich haltlos.“

In der Schule hatte Beck stets seine ausgearbeiteten Hefte da. Er gestaltete sie immer wieder um, weil er die Sache so faßlich machen wollte wie möglich. Das war seine Lieblingstätigkeit. Für sie brauchte er den Unterricht in den Oberklassen, aber gerade den enthielt ihm Böttcher so lange wie möglich vor. Er war nämlich der Meinung, daß jeder Lehrer jahrelang Unter- und Mittelklassen unterrichten müsse, um ein wirklicher Pädagoge zu werden. Beck war ihm dazu mit 36 Jahren nicht alt genug, er gab ihm nur zögernd ein paar Stunden Chemie in den Oberklassen. Daher meldete sich Beck sofort an die Oberschule, als diese in Leipzig endlich geschaffen wurde. Sie wurde am 1. April 1907 mit nur einer Obersekunda eröffnet. Becks Schritt erregte das größte Aufregung, weil die neue Schulgattung für noch weniger „fein“ galt als das Realgymnasium. Außerdem mußte Beck, da er in der einen Klasse nicht voll beschäftigt werden konnte, zugleich Unterricht in der I. Realschule übernehmen, auf der die Oberrealschule aufgebaut wurde. Böttcher fiel aus den Wolken, als Beck ihn verließ, und nannte sein Verhalten undankbar. Noch entrüsteter war er, als ich ein Jahr später Beck folgte. Ich wollte nämlich ebenfalls in die Oberklassen. Außerdem glaubte ich, voraussehen zu dürfen, daß Beck dort sehr rasch Rektor werden würde, ich dann wahrscheinlich Konrektor, und daß wir den ganzen Tag zusammen arbeiten könnten. Es kam aber anders.

Der Abschied Becks von der Petrischule hatte das Gepräge, das dieser solchen Akten zu ge-

ben pflegte. Man teilte ihm zunächst mit, daß sich das Kollegium, in dem er mit dem Probejahr fünf Jahre zugebracht hatte, auf einen festlichen Abend mit ihm freue. Das lehnte Beck ab. Er sagte, der Anlaß sei zu unbedeutend. Er ginge nicht nach Amerika, sondern bliebe in Leipzig. Die Versetzung von einer Anstalt an die andere sei ein rein geschäftsmäßiger Vorgang. Darauf beschlossen die Kollegen, ihm durch ihren ältesten Vertreter, den Professor Gellert, wenigstens ein gerahmtes Bild der Schule zu überreichen. Wir versammelten uns in der großen Pause im Lehrerzimmer. Gellert brachte das Bild und hielt eine Ansprache an Beck, in der er ihn als erfolgreichen Lehrer und lieben Kollegen feierte. Beck erwiderte: „Verehrte Kollegen! Ich bin Ihnen sehr dankbar für das Geschenk, mit dem Erinnerungen verknüpft sind. Den Festabend habe ich abgelehnt, weil ich eine intensive Ablehnung gegen alle Veranstaltungen habe, deren Mittelpunkt ich sein soll. Also herzlichen Dank!“ Damit gab er Gellert die Hand, klemmte das Bild unter den linken Arm und marschierte ab. Das über diese sachliche Kürze sehr verwunderte Kollegium zerstreute sich. „Beck ist immer original!“ sagte einer beim Herausgehen.

Daß ich ebenfalls Oberklassen beanspruchte, hatte seinen Grund in meinen schriftstellerischen Erfolgen. Die kleine, aber flott geschriebene Bürgerbiographie war noch 1904 erschienen und hatte einen sehr starken Absatz gefunden. Daher bat mich der Seniorchef der Firma Reclam, ins Verlagskontor zu kommen, und übertrug mir die Ausarbeitung einer Lessingbiographie: „Dafür bekommen Sie zweihundert Mark, nicht bloß hundert,“ sagte freundlich der alte Herr, „weil der Bürger so gut gegangen ist. Wir wollen Sie aber auch unsern Lessing in 6 Teilen aufarbeiten lassen, weil ich den Text selbst an Hand der Lachmannschen Ausgabe hergestellt habe und kein geschulter Philologe bin. Ich habe immer die Lesart genommen, die recht wie Lessing klang.“ – „Lessing schreibt häufig itzt,“ sagte ich, „wie haben Sie das behandelt?“ – „Dafür habe ich natürlich jetzt gesetzt,“ sagte er. „Itzt ist doch gar zu veraltet.“ – „Das geht aber nicht immer,“ wandte ich ein, „nehmen Sie einmal die Goethe zugeschriebenen Verse:

*Wo weilst du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo weilst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
Das dich besitzt?*

Wenn Sie da jetzt einsetzen, ist der Reim futsch.“ – „Jawohl,“ sagte der alte Herr lachend, „da wird sie ja versetzt! Aber wie machen Sie es dann?“ – „Wir vergleichen in einer kritischen Ausgabe den Text und die Lesarten,“ gab ich Auskunft. „Auf Grund davon stellen wir den besten Text fest, der in den andern Ausgaben verdruckt ist, weil ein Setzer geändert hat, oder weil Lessing die Korrektur nicht selbst gelesen hat. Diesen Text drucken wir ab!“ – „Aber doch nicht in der damaligen Rechtschreibung,“ sagte Reclam. „Sie werden doch nicht die alten th wieder hineinbringen, die ich glücklich beseitigt habe?“ – „Nein,“ sagte ich, „wir behalten nur die Abweichungen bei, die hörbar sind, und dazu gehört itzt für jetzt.“ – „Gut,“ sagte der Verleger, „ich merke, daß Sie wissen, wie es gemacht wird. Was wollen Sie für die sechs Teile und eine kurze Einleitung von zwei Bogen haben?“ – „Sechshundert Mark,“ sagte ich, „einen Text Ihrer alten Ausgabe zum Durchkorrigieren und ein Exemplar des Lachmann- Muncker zum Vergleichen.“ – „Es kommt mir ein bißchen viel vor, wenn ich Sie das so sagen höre, aber ich glaube, daß wir uns darauf einlassen können.“ Darauf wurde der Vertrag ausgefertigt und unterschrieben. Reclam sagte noch zu mir: „Vergessen Sie auch nicht den Vorteil, den Sie davon haben, daß Sie einmal den ganzen Lessing zeilenmäßig durcharbeiten. Er war ein sehr kluger Kopf, und sein Stil ist nicht zu verachten.“ – „Aber er schreibt zu lange Sätze,“ sagte ich, „und bisweilen schreibt er sogar im lateinischen Akkusativ zum Infinitiv.“

Damit hatte ich eine große Aufgabe, die mich ein ganzes Jahr in meinen Mußstunden in Anspruch nahm. Es kam aber rasch noch viel mehr hinzu. Eines Tages begegnete ich meinem

Freund Werner Deetjen, der gerade von seinem Verleger, Theodor Weicher, dem Inhaber der alten Dieterichschen Verlagsbuchhandlung kam. Er fragte mich, ob ich ihm nicht eine Verlagsidee an die Hand geben könne: „Weicher jammert Stein und Bein, weil ihm nur Spezialarbeiten angeboten werden. Er braucht ein wirklich gangbares Buch.“ – „Nichts einfacher als das!“ rief ich. „Sag ihm, er solle sich eine Schulliteraturgeschichte schreiben lassen. Es gibt keine gute, es sind alles elende Machwerke. Die meisten Schulen arbeiten noch mit dem alten Kluge, auf dem der Schimmel drei Zentimeter hoch liegt. Weicher macht sich um die Menschheit verdient, wenn er eine gute Schulliteraturgeschichte herausgibt. Am besten schreibst du sie gleich selbst. Aber ich muß in die Schule!“ – „Ich gehe gleich noch einmal zu Weicher zurück und sage ihm das,“ rief Deetjen.

Am nächsten Tage bekam ich bereits einen Brief von Weicher, der mich zu einer Besprechung in sein Büro in der Inselstraße einlud. Er sagte, ich solle die Schulliteraturgeschichte schreiben. Deetjen hätte gesagt, ich könne mehr als jeder andere. Weicher war als Geschäftsmann wenig glücklich. Er hatte weder das Draufgängerische Kippenbergs, noch die sparsame Rechnungsweise Reclams. Er war aus der guten Gesellschaft, Sohn eines Staatsanwaltes, von dem er aber erzählte, er hätte jedesmal drei Tage nur von Schokolade gelebt, wenn er ein Todesurteil zu beantragen hatte. Ähnlich gefühlvoll war auch der Sohn, der keinem Menschen etwas abschlagen konnte und daher viel minderwertiges Zeug verlegte und damit allmählich das Vermögen aufbrauchte, das er mit seiner gebildeten und liebenswürdigen Frau geheiratet hatte. Einen großen Erfolg hatte er allerdings mit Grantoffs Phantasiebild des kommenden Weltkrieges „Seestern 1905“ errungen, aber da er sich von demselben Grantoff, der Chefredakteur der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ war, einen zweiten Phantasieroman „Banzai“ schreiben ließ, in dem er die Eroberung der Nordamerikanischen Weststaaten durch einen japanischen Überfall ausgemalt wurde, war das mit dem ersten Buch gewonnene Geld durch den Mißerfolg des zweiten größtenteils wieder draufgegangen. Er war jetzt auf der Suche nach einem soliden und dauerhaften Erfolg. Ich fragte ihn: „Warum schreibt denn Deetjen das Buch nicht selbst?“ – „Er will sich an einer technischen Hochschule habilitieren,“ gab mir Weicher Auskunft, „und sagt, er sei mit dem Schulwesen nicht vertraut genug.“ – „Der Einwand ist natürlich berechtigt,“ erwiderte ich, „aber mit mir ist Ihnen auch nicht recht gedient. Ich bin vorläufig noch nicht einmal Oberlehrer, sondern nach der amtlichen Bezeichnung nichtständiger wissenschaftlicher Hilfslehrer. Wenn wir auf dem Titel des Buches nur meinen Namen haben, führt es kein Mensch ein. Hat Ihnen denn Deetjen sonst niemand genannt?“ – „Doch,“ sagte Weicher, „er hat noch von einem Prof. Dr. Hans Draheim gesprochen, bei dem er auf dem Königlichen Wilhelms-Gymnasium in Berlin deutschen Unterricht gehabt hat.“ – „Ausgezeichnet,“ rief ich, „ein preußisches humanistisches Gymnasium, das ist genau das, was wir brauchen.“ – „Dann habe ich noch an den Prof. Dr. Gutjahr gedacht, der hier in Leipzig Direktor der IV. Realschule mit Gymnasialkursen ist. Ich habe in meinem Verlag ein Buch von ihm über den Sachsenspiegel und den ostmitteldeutschen Dialekt.“ – „Auch sehr beachtbar,“ sagte ich; „der muß den althochdeutschen und den mittelhochdeutschen Teil übernehmen.“ – „Er ist aber ein sehr langsamer Arbeiter und ändert endlos an seinem Manuskript herum.“ – „Macht nichts,“ sagte ich, „die Hauptsache ist für uns der Name. Die althochdeutsche, die mittelhochdeutsche und die frühneuhochdeutsche Periode bekommen überhaupt nur etwa drei Bogen, und die wird er ja wohl fertigkriegen. Außerdem setzen wir Termine. Wenn sie nicht eingehalten werden, fordern wir die unvollständigen Manuskripte ein, und ich mache daraus etwas. Ich habe noch nie einen Termin nicht eingehalten. Ich schreibe zunächst eine Übersicht der Kapitel und Paragraphen mit genauer Angabe, wieviel Seiten jedes Teilstück haben darf. Jeder von den Mitarbeitern bekommt dann zwei Monate Zeit, um seine Bogen zusammenzuschreiben. Ich korrigiere alles durch.“ – „Und was wollen Sie selbst übernehmen?“ fragte Weicher. „Meine Partie fängt bei Opitz an, also im siebzehnten

Jahrhundert, umfaßt Leibniz, Gottsched, Kant, Klopstock, Gottfried August Bürger, Lessing, Herder, Wieland und noch den Sturm und Drang. Das ist die schwierigste Partie. Dann kann Professor Draheim über Goethe und Schiller schreiben. Es ist die leichteste Partie, hier ist alles durchgearbeitet, und er wird in seinem Unterricht, der Deetjen so gut gefallen hat, das Übliche vorgetragen haben. Von der Romantik an komme ich. Wir räumen dem 19. Jahrhundert etwa den dritten Teil des Buches ein und geben diesen Teil in gesondertem Bande heraus, damit ihn auch die Leute kaufen und lesen, die nur die neueste Zeit schätzen. Sie werden aber dann, wenn ich die Sache einigermaßen geistvoll abfasse, schon den ersten Teil nachkaufen.“ - „Es wird auf die Art etwas anderes daraus, als ich mir nach Deetjens Vorschlag eigentlich gedacht hatte, aber Sie haben wirklich Ideen,“ sagte Weicher, „wenn man Sie so reden hört, bekommt man wieder Mut. Ich darf Ihnen doch auch andere Manuskripte zur Begutachtung schicke?“ - „Sehr gern,“ sagte ich, „ich bin meiner Zeit auf die Art etwas voraus, indem ich das lese, was noch nicht gedruckt ist.“ - „Und wie ist das Honorar?“ fragte Weicher. - „Für das Buch die gewohnten zehn % vom Ladenpreis für jedes verkaufte Exemplar. Der Betrag ist zu gleichen Teilen an die Mitarbeiter auszuteilen, also jeder ein Drittel. Bei der ersten Auflage vorschußweise hundert Mark nach Vollendung des Druckes für jeden von den beiden anderen, zweihundert für mich. Der erste Teil und der zweite werden gesondert verrechnet, da am zweiten Teil die anderen überhaupt nicht beteiligt sind. Bei mir beträgt eben dieser Vorschuß hundert für den ersten und hundert für den zweiten Teil, daher zweihundert, aber wie gesagt, jedesmal nach Vollendung des Druckes.“ - „Einverstanden,“ schloß Weicher ab, „und wie wollen Sie Manuskriptprüfungen berechnen?“ - „Sehr einfach,“ sagte ich. „ich nehme ein Manuskript vor und sehe nach der Uhr. Es ist vier Uhr. Ich lese es durch und schreibe mein Urteil nieder. Das alles dauert bei kurzen Manuskripten zwei bis drei Stunden, bei umfangreicheren länger. Wenn ich Ihre Adresse zur Rücksendung aufs Paket geschrieben habe, ist es sieben Uhr. Macht drei Stunden. Höhere Lehrer im Dienst pflegen die Privatstunde mit fünf Mark zu berechnen. Wir legen denselben Satz zugrunde. Ich schreibe als unter das Gutachten: Arbeitszeit drei Stunden, Liquidation fünfzehn Mark. Sie werden ja nicht jedes Manuskript zur Begutachtung schicken, sondern nur die, bei denen Sie im Zweifel sind, ob Sie annehmen oder ablehnen sollen. Schlecht werden Sie dabei nicht fahren; denn ich gelte für einen sehr flotten Arbeiter und muß mich auch beeilen, weil ich immer alles Mögliche vorhabe. Sie brauchen also nicht zu befürchten, daß ich mir Honorare erbrüte und zu dem Zweck endlos über den Manuskripten hocke.“ Weicher lud mich darauf für einen der folgenden Abende zum Essen im Ratskeller ein und bestellte dazu auch Gutjahr, der aber die Arbeit auf einen seiner Oberlehrer, Dr. Küntzel, abschob. Wir sagten, daß uns sehr viel an dem Direktortitel läge. Darauf sagte Gutjahr: „Kann ich mir denken, Sie sind ein junger Dachs, und da sind die alten Kräuter mißtrauisch und wollen sich ihren Text nicht von Ihnen vorschreiben lassen. Ich soll Sie also decken. Der gute Dädor (Theodor Gutjahr sächselte und machte entsprechend in Gemütlichkeit) tut aber so viel für mein Ostmitteldeutsches, daß ich mich auch einmal revanchieren muß. Also sehe ich mir das, was Küntzel ausgearbeitet hat, gelegentlich an. Dann können Sie meinen Namen ruhig auf den Titel setzen, aber Honorar bekommt natürlich Küntzel, ich nicht. Der Mann ist zuverlässig, ich habe ihn immer schon an meinen Manuskripten und beim Korrekturlesen mitarbeiten lassen. Er wird mich nicht blamieren, und Sie, Kollege Riemann, sind ja wohl ein junges Schenie, der die Kiste eigentlich schmeißt. Also die Sache läuft! Trinken wir auf den Erfolg!“

So kam „Weichers Deutsche Literaturgeschichte für höhere Schulen und zum privaten Studium“ zustande. Als der Text vorlag, schrieb ich noch eilends eine Vorrede, in der ich alle andern Schulliteraturgeschichten in Grund und Boden kritisierte. Diese Vorrede wirbelte viel Staub auf. Ein empörter Direktor sandte uns sogar das Prüfungsexemplar mit dem Vermerk unter der Vorrede zurück: „So etwas ist in einer Vorrede durchaus ungehörig. Ein solches Buch

bestelle ich nicht.“ Soweit die angegriffenen Schulbuchverfasser noch lebten, setzten sie sich in den pädagogischen Zeitschriften zur Wehr. Da sie keine wirklichen Fehler fanden, bemängelten sie die moralische Einstellung und fanden es unerhört, daß solche unanständigen Werke wie Goethes „Römische Elegien“ überhaupt erwähnt wurden. Die Schüler und vollends die Schülerinnen sollten gar nicht ahnen, daß es derartige Dichtungen gab. Ich hatte also glücklich wieder einmal Krakeel angefangen. Aber diesmal wirkte es sich als Reklame aus. Man interessierte sich für das gefährliche Buch, das in Wahrheit harmlos war, und las es. Und darauf folgte dann doch eine Reihe von Einführungen. Weicher zog mich jetzt auch heran, wenn er einen Waschtzettel für ein anderes Werk brauchte. Besonders entzückt war er über die kurze Anpreisung seines „Goethetalenders.“ Sie lautete: „Der Goethetalender ist der Eckermann des zwanzigsten Jahrhunderts.“ Er ließ das auf kleine rote Zettel drucken mit der Unterschrift „Dr. Robert Riemann“ und klebte sie an jeden Prospekt, den er verschickte, als ob es der Ausspruch einer großen Autorität wäre. So machte ich nicht nur für ihn Reklame, sondern er auch für mich.

Mit Böttcher geriet ich wieder einmal aneinander, als er einen jungen Kollegen, den Mathematiker Dr. Heimbrodt, vorzeitig zum ständigen Lehrer befördern wollte. Ich stellte ihn vor, daß ich auf diese Weise zurückgesetzt würde. Er sagte, er wolle die Sache in Ordnung bringen, indem wir gleichzeitig am 1. Okt. 1907 ständig würden. Da hätte ich immer noch einen kleinen Vorteil davon; denn man wäre gewöhnlich nach dem Probejahr drei Jahre nichtständig, und bei mir würde auf die Art mein Einjährigenjahr, durch das ich die Probezeit unterbrochen hätte, fast ganz mit angerechnet. Ich sagte, ich käme doch nicht über das Sentiment weg, daß immer noch eine Bevorzugung Heimbrodts vorläge, der gar nicht gedient hätte. Böttcher verteidigte sich: „Sie hätten mich aber auch einmal daran erinnern können. Heimbrodt hat das fortwährend getan. Sie haben sich ja hier eine gewisse Stellung verschafft, indem Sie für ein Schulfest Lessings „Schatz“ einstudiert haben. Sie haben sich auch 1905 sofort erboten, vor Schülern und Lehrern die Rede zur Schillergedächtnisfeier zu halten, die niemand übernehmen wollte, und haben sie zur allgemeinen Bewunderung frei gehalten, ohne Manuskript zu benutzen.“ – „Ja, sprechen denn solche Dinge gegen mich?“ fragte ich erstaunt. „Nein, durchaus nicht,“ sagte Böttcher, „ich bin sehr für einen Lehrer eingenommen, der nicht mit Ringellöckchen ankommt und von der neuesten Theateraufführung redet, wie das ein junger Kandidat tut, den wir jetzt bekommen haben, sondern der eine wirklich gründliche Kenntnis der Klassiker hat und dabei doch fähig ist, Theateraufführungen unserer Schüler einzustudieren. Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie unterschätze!“ – „Jetzt werde ich vollkommen verwirrt,“ sagte ich. „Herr Rektor, Sie reden davon, daß Sie mich besonders schätzen, und Sie haben trotzdem nicht daran gedacht, daß ich jetzt ständig werden muß!“ – „Das eine erklärt ja gerade das andere,“ triumphtierte Böttcher. „Man rechnet Sie eben bereits völlig dazu und vergißt, daß Sie noch nicht einmal ständig sind. Aber da Sie mich daran erinnert haben, bringe ich die Sache sofort in Ordnung.“

Daß ich nach diesem paradoxen Geschwafel noch weniger für Böttcher übrig hatte als vorher, wird mir niemand übelnehmen. Busse hatte vollkommen recht gehabt, als er mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Böttcher für seine Lehrer nicht sorgte. Wir wurden zum Prozeß des Ständigwerdens aufs Rathaus bestellt und vereidigt. Dabei bekam ich ein explosives Nasenbluten und war dem protokollierenden Sekretär sehr dankbar, als er mir einen Wattebausch gab, mit dem ich die Nase zustopfen konnte. Immerhin mußte ich den Kopf krampfhaft in den Nacken zurückwerfen, als ich die Schwurhand hob. Sonst hätte ich Frackhemd und Frack ins Rote verunstaltet. Vereidigungen sind mir immer unbehaglich gewesen, besonders solche unter Anrufung Gottes. Das kam mir aus meinem Munde wie Schwindel und Lüge vor. Ich habe aber noch unbehaglichere Situationen erlebt, als ich beim Militär Gerichtsoffizier war. Einmal mußte ich dort einen Angeklagten verteidigen, der mich erstaunt ansah, als ich ihn auf die zeitlichen und ewigen Strafen für den Meineid pflichtgemäß aufmerksam machte. Schließlich merkte ich,

daß wir uns schon in der Freidenkerbewegung getroffen hatten, und flocht daher beiläufig ein: „Was ich von den ewigen Strafen gesagt habe, bitte ich Sie, war formal aufzufassen, da Sie der Kirche nicht angehören.“ – „Das habe ich von vornherein getan,“ sagte er, „denn ich kannte Sie ja.“ Übrigens handelte es sich um eine Lappalie. Der Mann hatte ein paar Kartoffeln für sich beiseite gebracht, als er zum Kartoffelschälen kommandiert war, und war dabei erwischt und angezeigt worden. Aber selbst so etwas zog ein Verhör unter Eid nach sich. Wenn man sich überlegt, wie viele Eide geschworen und gebrochen worden sind, als in Deutschland wiederholt die Regierungsform gewechselt wurde, erscheint einem das Schwören vollends als ein sonderbarer Rest des Mittelalters, das doch angeblich vorbei ist. Wir haben es in Wahrheit nur in den Winkel getrieben, und es kriecht von Zeit zu Zeit grinsend wieder hervor.

Als die Schulliteraturgeschichte vorlag, wollte ich natürlich nach derselben unterrichten. In den Kursen bei Henriette Goldschmidt war das längst der Fall. Sie hatte ohne weiteres ihr Einverständnis erklärt, als ich nach dem Plato-Kant-Schiller-Fröbel Kursus einen über Lessing vorschlug. Auch sie liebte Lessing leidenschaftlich. Unter Nietzsches Fehlurteilen ist seine Behauptung, daß die Schwärmerei für Lessing den Philister kennzeichne, eins, das eine geringe Menschenkenntnis hervortreten läßt. Lessing ist unser männlichster Klassiker. Aber gerade deshalb ist es schwer, werdende Kindergärtnerinnen mit seiner Denkweise vertraut zu machen. Jungen wären mir lieber gewesen. Frau Goldschmidt ließ mich aber auch Kurse über das neunzehnte Jahrhundert der deutschen Literatur halten, weil diese sogar Überschüsse erbrachten; denn die beschäftigungslosen höheren Töchter strömten natürlich hinein. An diesen Kursen nahm auch eine Schülerin der Frau Lindner-Orban teil, einer Schauspielerin, die lange am Weimarer Theater gewirkt hatte, bis sie den Musiklehrer Lindner heiratete. Frau Lindner sah noch immer ziemlich jugendlich aus, war aber zu wohlbeleibt und litt daher unter der Gicht. Ihr Mann war zuckerkrank. Frau Lindner wollte mit mir einen Abend über „Moderne Stimmungspoesie“ veranstalten, bei dem sie deklamieren wollte. Ich sollte eine Lebensbild von Cäsar Flaischlen entwerfen, seine Weltanschauung und seinen Stil charakterisieren und seine Hauptdichtungen analysieren. Flaischlen selbst sollte kommen und bei der Gelegenheit neue Anhänger gewinnen. Ich hatte also einmal wieder Gelegenheit, einen nicht ganz unbekanntem Dichter kennenzulernen, dessen Wahlspruch: „Habt Sonne im Herzen!“ damals sehr gern zitiert wurde. Frau Lindner bestellte mich zu sich, um die Einzelheiten für diesen Abend, dem eventuell zwei weitere über andere „Stimmungsdichter“ folgen sollten, zu verabreden. Als ich hereinkam sagte sie: „Ach Gott, was sollen wir kranken Leute Ihnen vorsetzen? Ich soll kein Fleisch und kein Fett essen, mein Mann soll keinen Alkohol trinken.“ – „Daran wird er sich wohl nicht ganz halten,“ erwiderte ich, „sondern vermutlich den gerade noch erlaubten Mosel trinken.“ – „Sie haben es erraten,“ sagte Lindner, „ich habe eine ganze Kiste voll im Keller.“ – „Na also,“ sagte ich, „und Sie, Frau Lindner, helfen sich in Ihrer vegetarischen Existenz vermutlich mit Nüssen?“ – „Noch lieber esse ich Salzmandeln,“ erwiderte sie. – „Schon haben wir die geeignete Abendmahlzeit entdeckt. Ich trinke mit Herrn Lindner Mosel und esse mit Frau Lindner Nüsse und Salzmandeln, und das wird ein großartiges Fest.“

Die Vorführung wurde aber schlecht besucht. Die Leipziger waren offenbar der Meinung, daß sie den Impressionismus ohne mich kapieren könnten. Flaischlen selbst kam erst, als wir schon angefangen hatten. Ich gab mir redliche Mühe, den spärlichen Zuhörern klarzumachen, daß Flaischlen ein Melancholiker sein, ein verkappter Pessimist, der sich und andern durch einen gut gespielten Optimismus das schlechte Leben erträglich zu machen suche. Frau Lindner las ausgezeichnet und holte aus Flaischlens Worten viel mehr heraus, als dieser hineingelegt hatte. Die Schilderung eines Abends, die mit dem neunmaligen „Gute Nacht“ eines Liebhabers schloß, machte sie zu einem Virtuosenstück. Dem formalen „Gute Nacht!“ folgte das hoffnungsvolle, das zögernde, das erschrockene, das wieder gefaßte, so daß daraus eine förmliche

Koloraturarie wurde. Die Zuhörer dankten mit einem endlosen Beifall. Dann hatte ich die Aufgabe, denen von ihnen, die schon für die weiteren zwei Abende bezahlt hatten, zu sagen, daß sie sich ihr Geld an der Kasse wiedergeben lassen könnten, weil die Abende nicht stattfinden. Ich erledigte diese Aufgabe nach dem Urteil des Rezensenten des „Leipziger Tageblatts“ Paul Zschorlichs, „mit einem Anflug von bierehrlichem Humor.“ Am Ende kam dann noch Flaischlen, der wie eine vermagerte Rolle aussah, auf mich zu und meckerte schalkhaft: „Sie sind ein ganz böser Mensch mit dem ‘verkappten Pessimismus’! Ich habe nur optimistische Dichtungen geschrieben!“ Ich dachte: „Ja, schreiben wollen!“ und sagte: „Die Dichter sind selten mit ihren literarischen Porträts, die wir anfertigen, einverstanden.“ – „Mit Recht,“ erwiderte er, „die Literaturhistoriker wissen immer alles besser, aber es stimmt nicht. Sie kennen mich doch eigentlich gar nicht und sagen trotzdem, ich wäre nicht das, wofür ich mich ausgeben wollte.“ – „Ich kann nichts weiter tun, als so viel von Ihnen lesen, wie mir erreichbar ist, und dann meinen Eindruck wiedergeben. Vielleicht ist mir ein besonders aufschlußreiches Werk von Ihnen entgangen,“ sagte ich höflich. „Nein, nein,“ verteidigte sich Flaischlen, „Sie kennen meinen „Jost Seyfried“, aus dem Sie alles hätten entnehmen können, und dann haben Sie doch aus mir das Gegenteil von dem gemacht, was ich bin.“ Ich sah ein, daß es vergeblich ist, mit einem Dichter über seine Bedeutung zu streiten, und empfahl mich. Auf dem Nachhausewege dachte ich: „Es ist doch ein Glück, daß ich das Dichten aufgegeben habe. Sonst wäre ich womöglich ebenso ein seufzender Verkannter.“ Frau Direktor Gaudig, die an dem Abend auch da war, empörte sich über Zschorlichs Kritik, deren spöttischer Ton sie verletzte und verfaßte eine Gegenkritik. Sie schickte mir diese zu und bat mich, sie für die Presse herzurichten und mit meinem Namen zu veröffentlichen. Von dieser unglücklichen Idee brachte ich sie mit vieler Mühe ab; denn ich hatte das Gefühl, daß Zschorlich vollkommen recht hatte. Er hatte die Leute darauf aufmerksam gemacht, daß hier viel Zeit und viel Können auf einen Dichter verschwendet worden war, der nicht viel konnte. Das konnte man nicht mit einem Gefühlsausbruch widerlegen.

Gaudig gab sich damals Mühe, mich für seine Schule zu gewinnen, die einen neuen Typ der „Arbeiterschule“ vertrat. Er disputierte mit mir, wenn er mit seiner Frau bei uns eingeladen war, oder wir bei ihm. „Wir“ heißt in diesem Falle: meine Mutter und ich; denn mein Vater ging schon damals nur noch ganz selten in Gesellschaft. Frau Direktor hatte eine Vorliebe für mich, die sie von meinem Vater, den sie in ihren Kinderjahren in Roßleben bewundert hatte, auf mich übertrug. Mit alten Damen bin ich ja immer am besten ausgekommen, weil sie nicht so verstiegen sind wie die jungen. Gaudig übertrieb an seiner Schule zwei an sich recht vernünftige Grundsätze. Der erste war der, daß man die Schüler - in seinem Fall Schülerinnen - niemals einschüchtern darf. Man muß ihr Selbstgefühl stärken, indem man sie den ganzen Unterrichtsgang durchschauen läßt. Sie müssen wissen, worauf der Lehrer hinauswill, und sich freuen, wenn sie richtige Erwartungen gehegt haben. Die Kinder waren darauf so dressiert, daß Dina als Zwölfjährige einmal in einer Stunde, die der Lehrer mit einer Schilderung der Jahreszeiten begann und dabei den Winter besonders ausführlich behandelte, mit der Frage dazwischen fuhr: „Wird das nicht das Gedicht von Matthias Claudius: „Der Winter ist ein rechter Mann?“ Der verblüffte Lehrer sagte: „Ja, darauf wollte ich hinaus.“ Ein andermal sagte Gaudig zu einem Kandidaten, der sehr ungeschickt auf das Studienziel lossteuerte: „Wenn Ihnen nicht meine Tochter Ruth und Dina Riemann zu Hilfe gekommen wären, dann wären Sie immer wieder abgetrieben.“

Den zweiten Grundsatz, den Gaudig übertrieb, war die „Selbsttätigkeit der Schüler im Unterricht“. Es ist natürlich ein Fehler, wenn der Lehrer hauptsächlich für wenige begabte Lieblingsschüler vorträgt und an die andern nur ein paar Fragen oder gar keine richtet. Dabei schläft mindestens die Hälfte der Klasse und wird nicht gefördert. Aber Gaudig ließ seine Schülerinnen forschen. Wenn der Dreißigjährige Krieg durchgenommen wurde, bekam eine den „Wal-

lenstein“ Schillers zum Durchlesen, eine zweite den „Simplizissimus“ Grimmelshausens, eine dritte „Gustav Adolf Pagen“ von Conrad Ferdinand Meyer, die übrigen Quellenbücher mit zeitgenössischen Berichten. Alle hatten kurze Referate über das Gelesene zu halten, und so wurde das Bild des Dreißigjährigen Krieges von der Klasse „erarbeitet“. Wenn der Literaturunterricht bis zu Grillpanzer vordrang, bekam eine Schülerin die Selbstbiographie, die andern je ein Drama Grillpanzers als Lektüre. Das ergab wieder ein Dutzend Kurzreferate, die sich zu „Grillpanzers Leben und Schaffen“ vereinigten. Der Lehrer war nur der Dirigent, die Schüler spielten die einzelnen Instrumente. Beck lachte, wenn ich ihm von diesen Disputen mit Gaudig über Unterrichtstechnik erzählte, und sagte: „Nach der Methode muß ich die Kongruenzsätze auf die einzelnen Schüler verteilen, und dabei wird ein schöner Unsinn herauskommen. Glaube nur nicht an dieses Blendwerk! Die Pädagogik ist die Kunst der großen Worte. Jeder fängt von vorn an und erklärt zunächst seine sämtlichen Vorgänger für Idioten. In der Mathematik und in den Naturwissenschaften ist es glücklicherweise unmöglich, so zu verfahren. Da baut sich immer eins auf dem andern auf, und es ist ganz unmöglich, den Stoff auf Schüler zu verteilen. Es wäre jammerschade um dich, wenn du an das Gaudigsche Erziehungstheater gingest und bei den Aufführungen mitwirktest. Komm lieber zu uns; da geht es einfacher zu, aber auch ehrlicher.“

Hier kam mir aber auch Frau Direktor Gaudig zu Hilfe. Sie sagte einmal in Gegenwart ihres Mannes zu mir: „Lassen Sie sich nur nicht von seinen Sirenentönen bestricken, Doktor! Er hat mir oft genug vorgejammert, daß er keine Knabenschule hat und von mir auch nur drei Mädchen, so daß er nichts an Jungen weitergeben kann. Wozu sollen Sie sich in eine Tragödie hinein begeben? Sehen Sie sich doch einmal die Herren unserer Schule an! Die sind alle ganz anders als Sie. Sogar mein Mann kann besser mit Mädchen umgehen als Sie!“ „Im allgemeinen sehe ich den Mädchenkopf geschlechtslos,“ knurrte Gaudig, „aber ein seelenvoll aufgeschlagenes Auge verfehlt auch auf mich seinen Eindruck nicht.“ – „Aber der Doktor sieht es wahrscheinlich überhaupt nicht,“ rief Frau Direktor. „Sieh dir doch an, wie er lebt! Er geht vielleicht wirklich vierzehn Tage in die Sommerfrische, aber dann nimmt er einen Koffer voll Bücher mit, und da das nicht langt, auch noch eine Kiste voll. Wozu tun Sie das eigentlich? Bücher können Sie schreiben, wenn Sie so alt sind wie mein Mann, besser noch später. Aber als wir so jung waren wie Sie, sind wir Morgens in den Wald gefahren, haben uns den ganzen Tag in der Gegend herumgetrieben und sind spät am Abend zurückgekehrt. Das ist nicht nur einmal so gewesen, sondern sehr oft!“ – „Stimmt,“ sagte Gaudi, „mit der Zeit sind wir damals nicht gerade häßlicher umgegangen, sondern eher so, als wenn sie niemals ein Ende nähme. Daß du dieses Verfahren der unbewanderten Jugend empfiehlst, muß ich vom pädagogischen Standpunkt aus mißbilligen.“ – „Ach, dein pädagogischer Standpunkt!“ rief Frau Direktor: „Jetzt redest du so, aber damals fandest du es sehr nett. Das müßte der Doktor auch tun, aber der will jetzt schon so sein, wie du auf deine alten Tage wirst. Und den willst du auf deine Schule nehmen, während er überhaupt nicht weiß, wie Mädchen fühlen. Nein, Doktor, bleiben Sie, wo Sie sind; denn da gehören Sie hin! Mein Mann wird schon geeignete Kräfte für seine Musterschule finden, in der er gestern sogar Chilenen spazierengeführt hat.“

Als ich Beck auch von dieser Unterredung erzählte, sagte er: „Gaudigs Frau scheint mir vernünftiger zu sein als ihr Mann. Die Lehrer der Töcherschule kleiden sich stutzerhafter als wir. Die meisten sind schlanker als du mit deiner massiven Statur. Du eignest dich wirklich in keiner Weise für die verrückten Mädchen. Die unterscheiden nur zwischen dem himmlischen x und dem ekligen y. Wenn der himmlische x aus der Klasse geht, stürzen sie auf die Türklinke los, die der Göttliche in der Hand gehabt hat, und lecken sie ab. Ich weiß von einem Physiklehrer an der Töcherschule, daß seine Verehrerinnen einmal das Waschbecken ausgetrunken haben, in dem er sich nach dem Experimentieren die Hände gewaschen hatte. Wenn du herausgehst, erörtern sie aber bloß, wie lange es noch dauert, bis du drei Zentner wiegst. Gegenüber den

Lehrern, in die sie nicht verliebt sind, hört nämlich alle Verstiegenheit auf, und da schimpfen sie wie die Marktweiber. Gaudigs eigene Tochter Anneliese hat sogar zu Ostern eine schlechte Betragenszensur bekommen. Er war darüber außer sich, hat es aber nicht verhindern können. Anneliese hatte nämlich, als der Physiklehrer Rostowsky in den Gang einbog, in die Klasse hineingeschrien: 'Achtung, der Rotzkotzvieh kommt!' Frau Gaudig hat auch insofern recht, als dein Gehirn nicht das eines Mädchenschullehrers ist."

Weder Beck noch Frau Gaudig überzeugten mich ganz. Ich hatte es bisher allerdings immer für geschmacklos gehalten, wenn sich ein Lehrer und eine Schülerin ineinander verliebten. Jetzt aber hatte die Schülerin Frau Lindners, die meinen Kursus besuchte, einigen Eindruck auf mich gemacht. Sie hieß Dorothea Gesecus, war aus Königsberg und schon 26 Jahre alt, also aus dem Alter der Verstiegenheit schon etwas heraus. Als Frau Lindner nach dem mißglückten Stimmungspoesieabend einen Würstelbierabend gab, um die zahlungsfähigen Kreise der Oberschicht einmal wieder auf ihre Deklamationsschule aufmerksam zu machen, lud sie auch mich ein. Dort sah ich meine Kurshörerin Dorothea Gesecus wieder, in die ich schon verschossen war, und hörte sie alle möglichen Gedichte, ernste und heitere, vortragen, weil sie die beste Schülerin war. Ich sagte ihr zehntausend Komplimente, und sie saß stundenlang neben mir und hielt auf ihren Knien den Aschenbecher, in den ich eine ausgerauchte Zigarre nach der andern versenkte. In vorgerückter Nachtstunde brachte ich sie dann zu ihrer Wohnung in der Ferdinand-Rhodesstraße und verabredete mit ihr vor der Tür eine Zusammenkunft im Museum an einem der nächsten Tage. Der Eintritt war nur an drei Tagen der Woche frei, und ich hatte einen Tag ausgesucht, an dem bezahlt werden mußte, weil ich wußte, daß man dann höchstens in jedem dritten Saal einen halbeingeschlafenen Diener fand, aber fast gar keine Besucher. Man konnte sich also ungestört unterhalten, und ich hatte eine sehr wichtige Unerredung vor.

Vorher suchte ich meine Photographie heraus, die ich ihr überreichen wollte. Bilder, auf denen außer mir noch Beck und Busse dargestellt waren, hatte ich, aber die waren ungeeignet, weil sie die beiden andern nicht kannte. Aus meiner kurzen Verlobungszeit hatte ich Photographien, auf denen Brustbilder von mir und meiner Braut waren. Wir hatten uns zum Erstaunen der Photographen etwas distanziert voneinander aufnehmen lassen, während der Mann uns am liebsten förmlich aneinander geleimt hätte. Ich nahm also die Schere, schnitt meine ehemalige Braut herunter, so daß von der Photographie nur die Hälfte mit mir übrigblieb, und steckte das Bild in einen Briefumschlag. Damit bewaffnete ich mich, als ich ins Museum ging. Ich wartete, da ich das Eintrittsgeld für uns beide bezahlen wollte, bis Fräulein Gesecus kam, und war etwas unwillig, daß sie erst zehn Minuten nach zwei kam statt mit dem Glockenschlag. Die Säle zeigten die gewünschte Leere. Ich ging mit ihr zu den Niederländern, setzte ihr die Beleuchtungseffekte, Mondlicht, Fackelbeleuchtung, streifiges Laternenlicht auseinander, bis wir zu einem Selbstbildnis Rembrandts kamen. Dort redete ich über Porträtkunst und vollzog dann den vorbereiteten Übergang: „Heute wollte ich Ihnen, Fräulein Gesecus, mein Porträt, allerdings nur eine Photographie, zur Erinnerung an den schönen Abend bei Frau Lindner überreichen.“ Damit griff ich in die Rocktasche und holte das Kuvert heraus. „Oh, das ist aber nett von Ihnen,“ sagte sie, nahm das Bild heraus und fragte erstaunt: „Aber warum haben Sie denn so viel abgeschnitten?“ – „Ja,“ sagte ich, „auf der andern Hälfte war meine Braut, aber das Verhältnis ist schon wieder aufgelöst, und da wollte ich Sie fragen, ob Sie den freigewordenen Platz einnehmen wollen.“ Darauf platzte sie los und sagte: „Sie wollen sich also mit mir photographieren lassen und dann ...“ – „Sie dürfen die Sache nicht humoristisch auffassen,“ sagte ich, „es ist mein voller Ernst. Daß Sie einen starken Eindruck auf mich gemacht haben, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie müssen aber auch etwas für mich übrig haben, sonst wären Sie gar nicht hierher gekommen. Ich hatte schon meine Zweifel, weil Sie zehn Minuten zu spät kamen, aber Sie sind ja da, und das ist die Hauptsache.“ – „O Gott, noch ein Tadel wegen Unpünktlichkeit!“

sagte sie. „Ja, ich bin da etwas empfindlich,“ gab ich zu. „Meine wirtschaftliche Position ist jetzt nicht ungünstig. Als ständiger Lehrer bekomme ich tausend Taler jährlich und ich habe mehrere Verlagsaufträge, die nicht ganz schlecht bezahlt werden. Es reicht also für zwei und kann mit der Zeit für mehr reichen.“ – „Warten Sie einen Augenblick,“ sagte sie, „der Museumswärter hört zu.“ Sie hatte ihn durch ihr Lachen aus seinem Halbschlaf geweckt, und er war auf uns zugetreten. Wir gingen also einige Säle weiter und beobachteten stumm die Bilder, bis wir uns wieder sicher fühlten.

„Mein Vorschlag ist durchaus ernstgemeint,“ fuhr ich fort. „Ich frage Sie ganz einfach, ob Sie meine Frau werden wollen. Wenn Sie mich natürlich nicht ausstehen können, hat es keinen Zweck, daß wir die Verhandlung fortsetzen, sondern dann trennen wir uns hier, und jeder geht allein nach Hause.“ – „Aber, Herr Doktor, von Nichtausstehenkönnen ist nicht die Rede. Ibsen sagt in der „Hedda Gabler“ sehr richtig: „Den einen liebt man, und mit dem andern ist man gern zusammen.“ Sie können einen Menschen wunderbar unterhalten, mit Ihnen ist man gern zusammen. Aber der eine, den man liebt, sind Sie nicht, das muß ich Ihnen ganz offen sagen. Ich lerne Sie heute erst richtig kennen.“ „Gewinne oder verliere ich bei dieser näheren Bekanntschaft?“ fragte ich. „Alles beides,“ sagte sie. „Zunächst finde ich in der Art, wie Sie Ihre Braut von dem Bilde heruntergeschnitten haben, eine gewisse Grausamkeit, die ich nie bei Ihnen vermutet hätte.“ – „Das kommt also aufs Verlustkonto,“ sagte ich. – „Halb und halb,“ erwiderte sie. „So ganz unsympathisch ist es mir nicht; denn auch in mir steckt viel mehr von der wilden Katze, als Sie ahnen.“ Dazu hob sie den Arm und krümmte die Finger, so daß ich unwillkürlich dachte: „Aus welcher Rolle ist denn das? Vielleicht aus der Zümmung der Widerspenstigen?“ – „Zweitens,“ fuhr sie fort, „habe ich Sie immer für einen sehr gesetzten und besonnenen Mann gehalten, obwohl man an Ihren straffen Bewegungen merkt, daß Sie Soldat gewesen sind.“ – „Hier finde ich zunächst, daß Sie mich doch recht gut beobachtet haben,“ sagte ich erfreut. „Aber inwiefern bin ich nicht gesetzt und besonnen?“ – „Weil Sie ein ganz armes Mädchen Hals über Kopf heiraten wollen! Unsere Familie ist einmal vornehm gewesen. Vor dem Königlichen Schloß in Königsberg liegt der Gesecius-Platz, der nach irgendeinem Oberst oder General heißt. Aber diese Ahnen helfen uns jetzt gar nichts mehr. Die Familie ist buchstäblich an den Bettelstab gekommen, und daran ist hauptsächlich mein Vater schuld, der immer mehr vertrunken als verdient hat. Meine Brüder sind Handwerker. Ich habe mich als Erzieherin jahrelang durchschlagen müssen, bis ein ganz alter Herr auf mein Talent aufmerksam geworden ist, als ich seinen Enkelkindern ein Gedicht vorlas. Er hat meine Ausbildung bezahlt. Frau Lindner unterrichtet mich auch sozusagen auf Kredit. Sie stundet mir das Honorar, bis ich berühmt bin. Außerdem hat sie mir von der Schauspielerstiftung in Berlin ein Stipendium verschafft. Von dort bekomme ich auch Kostüme auf Borg, sobald ich in Schwerin auftrete. Dorthin habe ich nämlich endlich ein Engagement bekommen, vorläufig sehr schlecht bezahlt, als Naive. Aber ich habe große Rosinen im Kopfe, und ich glaube, daß ich einmal eine ganz große Schauspielerin werde. Vorläufig bestehe ich aber nur aus Schulden, und so etwas wollen Sie einfach heiraten!“ – „Lassen wir endlich das Wirtschaftliche!“ sagte ich. „Auf dem Gebiet habe ich mindestens ebenso große Rosinen im Kopfe wie Sie. Wenn Sie keine Aussteuer haben, kaufen wir eben eine auf Abzahlung im Warenhaus. Die Ehe ist sicher nicht nur ein wirtschaftliches Problem. Was haben Sie sonst für Bedenken?“ – „Sie verstehen mich eben nicht!“ – „O Gott,“ sagte ich, „dieser Unsinn steht in jedem Schundroman. Die unverstandene Frau gehört nicht in die ernste Literatur, sondern in die Posse.“ – „Wenn Sie so weiter reden,“ sagte sie, „muß ich in Tränen ausbrechen. Ich bin schon nahe daran.“ – „Dann werde ich böse,“ erwiderte ich, „und gehe einfach weg. Auf Tränen pflüge ich mit Flüchen zu antworten. Soweit bin ich allerdings Soldat.“ – „Gut, ich kann auch zynisch reden, wenn es sein muß. Also, Sie wissen, ich heiße Gesecus. Die graulichen Leipziger sprechen das Gäseguß aus, so daß man an einen

Mann denken muß, der küßt, nachdem er Käse gegessen hat. Aber wenn ich die Aussicht, jetzt in Schwerin meine große Laufbahn zu beginnen, mit der vergleiche, in Leipzig zu leben und Frau Oberlehrer Riemann zu werden, dann muß ich sagen: Lieber kaufe ich mir einen Gäseladen!“ – „Wenn Sie nur Schulden haben, werden sie schwerlich einen kaufen können,“ fuhr ich nun auch auf. „Wer sagt Ihnen denn, daß Sie gar nicht mehr deklamieren sollen? Wir laden von Zeit zu Zeit ein paar gute Freunde ein, und dann tragen Sie Ihre Rollen vor. Ich bin sogar bereit, mit Ihnen die Balkonszene aus Shakespeares „Romeo und Julia“ aufzuführen.“ – „Sie finden endlich Ihren alten Humor wieder,“ sagte sie lachend, „aber ich kann Ihnen eine Postkarte mit mir als Julia geben, einen Blütenkranz im Haar.“ – „Nehme ich sehr gern bei unserer nächsten Zusammenkunft entgegen,“ antwortete ich mit einer Verbeugung, „obwohl mir das Original lieber wäre als eine Postkarte.“ – „Sie ist hübscher, als ich bin,“ versicherte sie. – „Ich muß die Sache so rundweg und klar wie möglich haben,“ drängte ich. „Sie haben jetzt meine Werbung wirklich deutlich genug empfangen. Nehmen Sie an, wollen Sie meine Frau werden, oder geben Sie mir einen Korb?“ – „Ich nehme nicht an, sondern gebe Ihnen einen Korb,“ sagte sie entschlossen.

„Gut,“ sagte ich. „Mißerfolge habe ich schon mehr gehabt und bin an keinem gestorben. Nunmehr habe ich Ihnen noch einen zweiten Vorschlag zu machen. Sie sagen, daß Sie gern mit mir reden. Sie wollen mich gewissermaßen auf Ritter Toggenburg setzen. Aber ich habe keine Lust, mit einem Stuhl in die Ferdinand-Rhodestraße zu marschieren und mich dort hinzusetzen und andauernd zu Ihrem Fenster heraufzustieren.“ – „Es ist eine Dachkammer,“ warf sie ein. – „Kann ich mir denken, die Dekoration ist also in Ordnung, aber nicht die Darsteller. Sie wollen mich nicht als Romeo, sondern als Toggenburg, und die Rolle liegt mir nicht. Es bleibt mir aber die Möglichkeit, mit Ihnen genau in derselben Weise umzugehen wie mit meinen alten Studiengenossen. Also zu diesem Zwecke müssen wir Brüderschaft trinken. Ich rede Sie mit Thea an, Sie mich mit Robert oder mit Riemann oder mit Doktor, wie Sie wollen.“ – „Ich würde Doktor vorziehen.“ Der Museumsdiener kam wieder in den Saal. Ich wandte mich etwas brüsk an ihn: „Wünschen Sie etwas von uns?“ – „Ich wollte die Herrschaften nur darauf aufmerksam machen, daß jetzt das Museum geschlossen wird.“ – „Sie kommen wie gerufen,“ erwiderte ich. „Wir sind schon im Aufbruch. Es gibt Menschen, die mit einem Händedruck Brüderschaft schließen. Aber das kommt mir wie Bierkneiferei vor.“ – „Bier muß ich auch nicht trinken?“ fragte sie entsetzt. „Bewahre,“ erwiderte ich. „Wir essen im Ratskeller und trinke eine gute Flasche Rotwein. Das sind Sie ja von Königsberg her gewöhnt. Weißwein wird dort selten getrunken, aber viel Burgunder und Bordeaux, die kommen auf dem geschriebenen oder ist das ein Tippfehler?) Wasserwege hin. Das macht den Transport billiger. Dafür ist der Rhein-Rhône-Kanal da.“ – „Bei Ihnen lernt man immer etwas,“ sagte sie. Der Abend wurde sehr vergnügt, wir haben dann noch eine Reihe Ausflüge zusammen gemacht, auf gefällten Stämmen im Walde gesessen und geplaudert, auch gelegentlich noch eine kleine Szene miteinander erlebt, aber alles in der Färbung literarischer Reminiszenzen. Dann fuhr sie nach Schwerin ab. Wie ich aus dem Nachlasse meiner Mutter ersah, schrieb sie damals in einem Nachtrag zu ihren Lebenserinnerungen: „Jetzt hat Robert ein Verhältnis mit einer Schauspielerin. Ich kann es leider nicht anders nennen. Es betrübt mich sehr.“ Sie hätte aber in Wahrheit schreiben müssen: „Robert ist ein dummes Schaf und macht mit einer Schauspielerin Ausflüge, auf denen sie literarische Gespräche führen.“

Beck erzählte ich von der Geschichte erst, als Thea in Schwerin war und in ihren Briefen an mich vom dortigen Heldendarsteller schwärmte, den ich mir so vorstellte wie den brüllenden und drauflos paukenden Björn in Danzig. Ich schickte ihr von Zeit zu Zeit ein Buch, Goethes Gedichte in Saffian und ähnliche schöne Drucke. Die Sache blieb immer stilgemäß. Beck war über meinen Bericht ganz entsetzt und sagte: „Hast du dir, als du sie heiraten wolltest, überhaupt

überlegt, wer einmal euren Hausstand führen sollte? Kochen können Schauspielerinnen nicht, und die Finanzen richten sie zugrunde. Die Sache hätte sicher mit einem Bankrott und mit einer Scheidung geendet. Du bist ewig unberechenbar, was mich als Naturwissenschaftler in Verzweiflung versetzt. Ich baue nach Möglichkeit gerade mein eigenes Leben rechenhaft auf, aber du beurteilst alles vernünftig, nur die Dinge nicht, die dich am nächsten angehen. Bei dir muß immer alles plötzlich vorgehn. Du gibst doch Latein und kennst die schönen Sprüche:

Quidquid agis, prudenter agas et respice finem!

(Was du auch tust, sei vernünftig, bedenke immer das Ende!)

Principium lauda, si consequitur bona cauda!

(Lobe den Anfang nicht, eh' den glücklichen Schluß du erlebt hast!)

Aber darüber hältst du lieber Reden, als daß du danach handelst.“ – „Ich glaube im Gegenteil, daß ich noch rascher und resoluter hätte vorgehen müssen,“ erwiderte ich. „Als wir Abschied voneinander nahmen, sah sie sehr enttäuscht aus.“ – „Ach was,“ sagte Beck, „die Schauspielerinnen sind immer Schauspielerinnen, besonders die sogenannten Naiven, die nie naiv sind. Sie weiß, daß zum Abschied ein wehmütiges Gesicht gehört, und hat es vorschriftsmäßig aufgesetzt. Du hast bei der ganzen Sache auch gespielt. Deine Rolle war der tugendhafte Jüngling. Wenn es dir Spaß gemacht hat, ist nichts dagegen zu sagen. Aber eigentlich bist du dazu zu alt.“

Die Erwartungen einer glücklichen Zukunft auf der Bühne haben sich für Thea Gesecus nicht erfüllt. Sie kann nie über die kleinen Theater heraus, verlor schließlich den Mut und nahm zwar keinen Oberlehrer, aber einen jungen Mediziner, der bald an der Schwindsucht starb. Er hinterließ ihr nichts als einen Jungen. Sie schlug sich aber tapfer mit ihm in untergeordneten Stellungen durch. Als ich sie bei einem Vortrag über „Spenglers Untergang des Abendlandes“ nach dem Ersten Weltkriege unter dem Publikum in Berlin entdeckte, begrüßte ich sie sehr freudig, aber sie sagte: „Ich will dir nur gleich sagen, daß ich Schiffbruch gelitten habe. Aus der glänzenden Bühnenlaufbahn ist nichts geworden. Ich führe mit meinem Sohne ein kümmerliches Leben. Ich bin in einer Kartenstelle beschäftigt.“ Der Sohn wurde Studienrat. Thea hätte es also mit mir weiterbringen können. Die große Dummheit ihres Lebens war, daß sie meine Werbung ausschlug. Trotz Becks trüber Prognose glaube ich, daß wir gut miteinander angekommen wären. Wenn wir ein paar Dummheiten gemeinsam gemacht hätten, statt sie jeder für sich allein zu erledigen, wäre das auch kein Unglück gewesen. So etwas Theater im Hause hat mir später eigentlich immer gefehlt. Ordnung wird auf die Dauer langweilig. Mir wenigstens. Über Mangel an Störungen habe ich mich nur deshalb nicht zu beklagen gebraucht, weil seit 1914 die große Welt in die wildesten Zuckungen verfiel, die vierzig Jahre dauerten.

Die Kurse bei Henriette Goldschmidt gab ich auf, übernahm aber nebenamtlich für ein paar Jahre den Deutschunterricht im Mädchengymnasium Fräulein Dr. Käte Winscheids. Dort fand ich ein ganz anderes Damenpublikum vor: Töchter von Universitätsprofessoren und anderen Intellektuellen, namentlich Ärzten, und sogar eine richtige Komtesse aus Weimar. Philiströs waren sie nicht, aber intrigant. Meine Manier, sie ständig vor der Romantik und den gefühlvollen Schwärmerieen zu warnen, gefiel ihnen nicht. Eine schloß einen Vortrag mit den Worten: „So, Herr Doktor, jetzt können Sie wieder alles heruntermachen, was ich gefeiert habe. Aber ich sage Ihnen gleich vorher, daß Sie damit gar keinen Eindruck auf mich machen. Je schlechter Sie etwas machen, desto besser gefällt es mir!“ Damit lief sie vom Katheder auf ihren Platz zurück. „Bravo,“ sagte ich. „Sie haben ein prachtvolles Temperament, das ist Ihrem Vortrag sehr zugute gekommen.“ – „Das will ich von Ihnen gar nicht hören,“ sagte sie. – „Warten Sie nur ab, jetzt kommen die sachlichen Einwände, und die wollen Sie wahrscheinlich erst recht nicht hören; denn schließlich werde ich doch dafür bezahlt, daß ich Ihnen etwas beibringe, und

das ist nicht möglich, wenn ich Ihre Fehler nicht korrigiere.“ – Die Tochter eines mathematischen Kollegen meldete sich zum Wort und sagte: „Herr Doktor, man kann auf zweierlei Art korrigieren, freundlich und verletzend. Sie machen es immer auf die Art, daß Sie uns merken lassen, wie weit das schon hinter Ihnen liegt und längst abgetan ist, wofür wir uns begeistern oder, wie Sie sagen, wofür wir schwärmen. Können wir uns nicht dahin einigen, daß wie Ihre Altersüberlegenheit ein für allemal anmerken, und dann lassen Sie solche Bemerkungen wie: ‚So war ich auch einmal‘, oder ‚Früher habe ich auch so gedacht, aber‘ einfach weg?“ – „Etwas Berechtigtes in Ihrem Vorschlag erkenne ich an,“ erwiderte ich, „aber wenn ich merke, daß Sie denken, ich hätte mich mit der Sache noch gar nicht beschäftigt, dann werde ich doch sagen, daß ich darüber vor zehn Jahren irgendeinen Aufsatz veröffentlicht habe.“ – „Ja aber Sie sollen damit nicht sagen, in Ihrem Aufsätze ständen dieselben Dummheiten, die Sie jetzt von uns hörten.“ – „Wenn ich einen solchen Ausdruck wirklich einmal gemacht haben soll, dann wäre das ein Verstoß gegen den Ton der guten Gesellschaft, den ich für eine sehr wesentliche Kulturerrungenschaft halte und ich müßte mich vor der Klasse entschuldigen. Also machen wir die Probe, die Betreffende muß sich melden. Welcher von Ihnen habe Dummheiten vorgeworfen? Sehen Sie, es meldet sich keine. Also haben Sie doch wohl etwas übertrieben?“

Da die Mädchen hier nicht zum Ziele kamen, versuchten sie es auf eine andere Art. Sie schickten die Komtesse vor, die als die Vornehmste und Weltgewandteste galt. Diese hielt einen Vortrag über Hardts Drama „Tantris der Narr“. Als sie bis zu dem Punkte war, an dem die erste Isolde merkt, daß sich Tristan inzwischen bei der zweiten aufgehalten und mit ihr geschlechtlich verkehrt hat, machte die Dame plötzlich eine Pause und sagte: „Ja, Herr Doktor, jetzt müssen Sie mir mit Ihrer Redegewandtheit zu Hilfe kommen; denn jetzt handelt es sich um etwas, worüber ich noch nie eine Dame in der Gesellschaft habe sprechen hören. Also Isolde merkt etwas, aber ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, was sie merkt, ohne geradezu unanständig zu werden. Was würden Sie da sagen?“ – „Das ist nicht weiter schwierig,“ erwiderte ich. „Der Dichter Hardt nimmt an, daß die Frauen einen besonderen Instinkt haben, der ihnen unfehlbar sagt, daß ein Mann ihnen untreu geworden ist und sich mit einer andern abgegeben hat.“ – „Ja, damit huschen Sie über die Stelle weg,“ sagte die Komtesse. „Was heißt denn, sich mit jemand abgeben? Sie kann doch nicht, ich möchte beinahe sagen: riechen, daß er mit einer andern geplaudert oder einen verliebten Blick gewechselt hat.“ – „Nein,“ sagte ich „es handelt sich um eine Bewohnung.“ – „Oh,“ schrie die Klasse mit gutgespieltem Entsetzen. – Ich fuhr fort: „Lassen Sie ruhig die Maske fallen! Sie haben einfach verabredet, mir diese Frage zu stellen. Ich sollte rot werden und etwas Verlegenes herunterstammeln, oder ich sollte eine Moralpauke vom Stapel lassen, daß Sie sich mit solchen Dingen gar nicht beschäftigen dürften. Da warten Sie bei mir vergeblich. Meine Zunge läuft darüber genauso glatt hinweg wie über alles andere. Ich könnte ja noch deutlicher werden.“ – „Nein,“ schrien die Mädchen und hielten sie die Ohren zu. „Ich glaube, Herr Doktor,“ sagte die Komtesse, „Sie sind ein Zyniker.“ – „Da haben Sie wahrscheinlich recht,“ sagte ich. „Bitte fahren Sie fort.“ – Sie führte etwas enttäuscht ihren Vortrag zu Ende, und wir besprachen dann Hardts formalistische Kunst, ohne auf den gefährlichen Punkt nochmals einzugehen.

Es waren unter den Oberprimanerinnen auch ein paar sachlicher Eingestellte. Die eine hieß Boysen und ist später Ärztin geworden, die andere war eine Tochter des berühmten Philosophen und Indologen Paul Deussen (1845-1919), der in Nietzsches Briefwechsel eine Rolle spielt. Die Tochter hat später einen Arzt geheiratet. Ich fragte sie einmal nach ihrem Vater, aber sie sagte: „Sanskrit kann ich nicht, und von Philosophie verstehe ich nichts. Daher hänge ich mit meinem Vater nur durch Shakespeare und die Zeitung zusammen. Er liest uns, wenn er Zeit hat, jedesmal Shakespeare vor, sogar die Königsdramen, für die man sich doch wahrhaftig nicht interessieren kann.“ – „Bismarck hat aber gerade die Historien Shakespeares geschätzt,“ sagte ich. „Es

ist also politisch daraus allerhand zu lernen, verruchter Machiavellismus und Gewaltpolitik.“ – „Mein Vater betont das Heroische,“ fuhr sie fort, „und hat uns mit Shakespeare genauso überfüttert wie Frau Doktor Windscheid mit Ibsen, über den sie wochenlang ohne Unterbrechung reden kann.“ – „das ist doch sehr modern,“ wandte ich ein, „und Ibsen hat sich von der „Nora“ an immer wieder damit beschäftigt, wie man die Frauen in bewußt denkende und handelnde Wesen verwandeln kann.“ – „Fangen Sie nur nicht auch davon an,“ bat sie, „wir können nichts von Ibsen mehr hören. Das interessanteste Thema wird langweilig, wenn es einem täglich versetzt wird. Sie haben eine Masse von Themen, bei Ihnen kommt nach dem einen immer wieder etwas ganz anderes, und da hört man gern zu.“ – „Ja, das Repetieren war immer meine schwache Seite,“ sagte ich. „Daß es notwendig ist, sehe ich vollkommen ein, aber in der Praxis muß ich mich erst dazu zwingen. Sie haben aber noch nicht gesagt, wie es mit Ihrem berühmten Vater und der Zeitung ist.“ – „Das ist ganz entsetzlich. Ich muß ihm die Zeitung nach Tisch vorlesen. Er versichert, das sei eine Erholung von Sanskrit, und andere Zeit wäre dafür zu schade.“ – „Man kann von einem großen Gelehrten nicht alles verlangen,“ begütigte ich sie, „Paul Deussen ist wahrscheinlich kein Politiker.“ – „Nein, das ist er wahrhaftig nicht. Er schläft jedesmal sofort ein.“ – „Aber da nimmt Sie die Sache doch gar nicht lange in Anspruch,“ meinte ich. „Oh doch,“ seufzte sie, „sowie ich aufhöre zu lesen, wacht er auf und sagt: ‚Bitte, Erika, lies weiter!‘“ – „Ihr Herr Vater macht es eben wie der alte Horaz,“ sagte ich lächelnd, „der seinen Mittagsschlaf am sanft murmelnden Haupt des heiligen Quells halten will.“ – „Ja, so ist es, aber ein junges Mädchen will kein sanft murmelndes Haupt sein,“ sagte sie ärgerlich.

Als ich diese beiden Mädchen auf meiner Seite hatte, folgten die andern allmählich nach, und schließlich verstand ich mich so gut mit der Klasse wie drei Jahre vorher mit den die Zeichenbretter niederschmetternden Tertianern. Die ganze Atmosphäre war mir trotzdem zu lau. Ich habe es immer für richtig gehalten, die Schüler auch mit einem Stück Derbheit und Zynismus für den Lebenskampf auszurüsten. Sie müssen wissen, daß der sittliche Idealismus keineswegs die herrschende Denkungsart ist, sondern meistens nur eine Redensart. Junge Mädchen haben aber, gleichviel ob sie Kindergärtnerinnen oder Professorentöchter sind, das Bedürfnis einer rosigen Übermalung des Lebens und finden es abscheulich, wenn man diesen Glanz herunterwischt. Nach dem Zweiten Weltkriege fand ich diese Einstellung auch bei männlichen Zöglingen. Damals war das noch ganz selten. Ich war froh, als ich aus dem weiblichen Milieu völlig herauskam. Erst 1946 habe ich wieder weibliche Wesen unterrichten müssen. Vorläufig war ich frauenfrei.